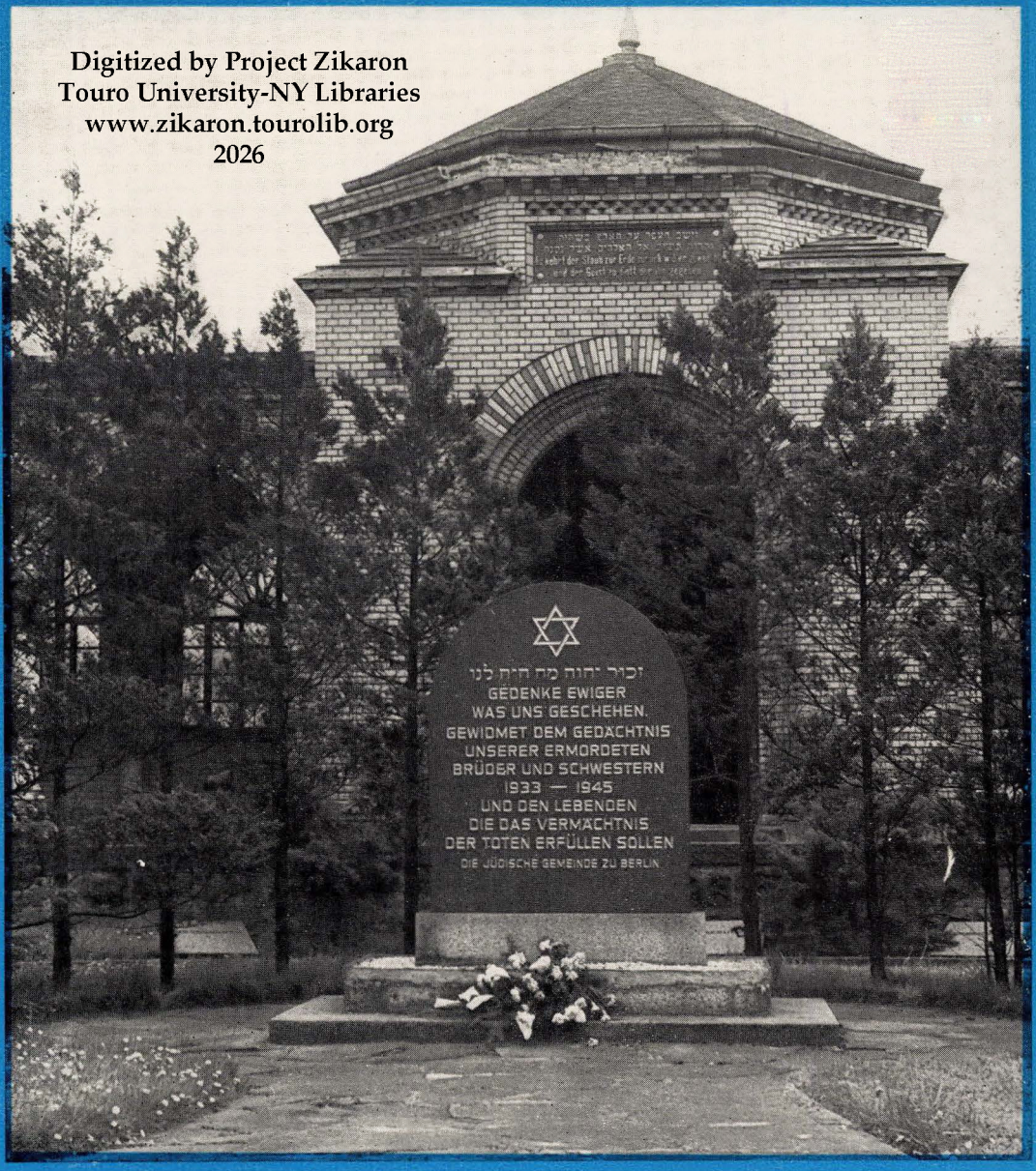
DENKMALPFLEGE IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2026



HISTORISCHE FRIEDHÖFE

JÜDISCHE FRIEDHÖFE IN BERLIN

DENKMALPFLEGE IN DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK

Herausgeber:

Institut für Denkmalpflege
102 Berlin, Brüderstraße 13
im Auftrag des Ministeriums für Kultur
der Deutschen Demokratischen Republik

in Zusammenarbeit
mit der Jüdischen Gemeinde Berlin

Autoren:

Alfred ETZOLD
Dr. Peter KIRCHNER
Heinz KNOBLOCH

Redaktion:

Dr. med. Peter Kirchner

Redaktionsschluß: 15. 12. 1979

Umschlagbild

Gedenkstein am Eingangsrondell
vor der alten Trauerhalle
Friedhof Herbert-Baum-Straße

A 7023/80
Printed in the German Democratic Republic
Gestaltung: Dr. Ortwin Müller, Berlin
Gesamtherstellung: VOB Druckerei
Bad Blankenburg
EVP 4,– M

Jüdische Gemeinde Berlin,
1040 Berlin
Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck auch auszugsweise
nicht gestattet.

Der Vertrieb der Schrift erfolgt nur über
Jüdische Gemeinde Berlin
1040 Berlin, Oranienburger Straße 28

Schriftenreihe
HISTORISCHE FRIEDHÖFE
in der
Deutschen Demokratischen Republik

Heft 1
Jüdische Friedhöfe in Berlin

INHALT

Einleitung 1

Der jüdische Friedhof und seine Besonderheiten 2

Jüdische historische Friedhöfe in Berlin 9

Juden-Kiewer in Spandau 9

Große Hamburger Straße 26 10

Schönhauser Allee 23–25 13

Der Adass-Jisroel-Friedhof 20

Zweiter Spandauer Friedhof 20

Köpenick, Mahlsdorfer Straße 21

Weißensee, Herbert-Baum-Straße 45 21

Gräber und Gedenkstätten auf dem Friedhof Herbert-Baum-Straße 30

Nachwort 62

Literaturauswahl 63

Einleitung

Alte jüdische Friedhöfe sind dort, wo man sie heute noch findet, stumme Zeugen vom Werden und Vergehen jüdischer Gemeinschaften. In Berlin – Jahrzehnte Zentrum des jüdischen Lebens im damaligen Deutschland – hatten die hier lebenden Juden einen sehr entscheidenden Anteil am gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Leben. Die Berliner Gemeinde legte im Verlaufe der Jahrhunderte verschiedene Friedhöfe an, die heute als bedeutsame Kulturdenkmäler erfaßt sind und auch für die Zukunft weiter bestehen bleiben.
Am 9. September 1980 jährt sich zum 100. Mal der Tag, an dem der auch heute noch genutzte Friedhof in der Herbert-Baum-Straße eingeweiht wurde. Aus diesem Anlaß wird der Versuch unternommen, über die Besonderheiten des Bestattungswesens und der Grabsteine sowie der Geschichte der verschiedenen Friedhöfe zu berichten. Im Mittelpunkt steht das Bemühen, etwas auszusagen über Leben und Werk besonders bekannter Persönlichkeiten, die auf dem Friedhof Herbert-Baum-Straße beigesetzt wurden. Dabei bot es sich an, dem Besucher verschiedene Rundgänge zu empfehlen. Natürlich konnten nur wenige aus der Zahl der fast 115 000 herausgehoben werden – eben jene, die es verdienen, dem zeitweiligen Vergessen entrissen zu werden. Viele, allzuviele blieben unerwähnt.

Zur besseren Orientierung ist der Schrift am Ende ein Plan beigefügt.

Der jüdische Friedhof und seine Besonderheiten

In der biblischen Zeit wurden die Verstorbenen im allgemeinen auf einem der Familie gehörenden Platz beigesetzt. Dabei legte man ursprünglich Felsengrabkammern an (z. B. für Sara in der Höhle Machpela).
Später wurden dann allgemeine Begräbnisplätze angelegt, insbesondere wenn sich in Städten lebende Gemeinschaften gebildet hatten.
Für einen jüdischen Friedhof sind verschiedene Namen bekannt:

Beth ha Chajim	– Haus des ewigen Lebens
Beth ha kewaroth	– Haus der Gräber
Beth olam	– ewiges Haus

und im jiddisch-deutschen

der „heilige" oder „gute Ort"

Der deutsche Name Friedhof, in christlicher Zeit entstanden, ist von dem „umfriedeten" Raum nahe der Kirche abgeleitet. Nun gibt es zwar keine konkreten Bestimmungen darüber, wann und unter welchen Umständen sich eine Gemeinschaft einen eigenen Friedhof anzulegen hat, geboten ist lediglich, daß ein solcher Ort geschaffen werden sollte und – falls ein Betraum vorhanden ist – sogar Vorrang vor dem Bau einer Synagoge hat. Das für den Friedhof erworbene Land soll für die Dauer sein, eben um die „ewige Ruhe" der Beigesetzten zu garantieren. In diesem Punkt besteht einer der wesentlichsten Unterschiede zu sonstigen Friedhöfen, auf denen wiederholte Beisetzungen auf dem gleichen Gelände nach Ablauf der Ruhefristen möglich sind. Dies ist auch der Grund dafür, daß es zahlreiche jüdische Friedhöfe aus frühchristlicher Zeit und dem Mittelalter gibt. Die Abgrenzung des Friedhofes mit einem Zaun ist selbstverständlich, weil es sich um einen heiligen Ort handelt und die Gräber vor Schändung gesichert sein müssen.
Auf dem Gelände des Friedhofes muß zumindest ein Raum vorhanden sein, in dem alle Gegenstände, welche für die Beisetzung erforderlich sind, aufbewahrt werden und in dem auch das Waschen der Leiche möglich ist. Unter TAHARA („Reinigung") versteht man die rituelle Waschung der Leiche vom Kopf bis zu den Füßen mit fließendem warmen Wasser, das Kämmen der Haare und die Bekleidung der Leiche mit den vorschriftsmäßig angefertigten Sterbegewändern (TACHRICHIN). Letztere sind aus weißem Leinen ohne jede schmückende Verzierung genäht. Außerdem werden die geschlossenen Augen mit Tonscherben bedeckt, damit der Tote die künftige Welt erblicken kann. Das Haupt des Toten ruht auf einem Beutel mit Erde. Danach wird der Leichnam in einen für alle gleichen einfachen Holzsarg (ARON) gebettet.
Mit der Wahrnehmung dieser Aufgaben war früher und ist auch heute noch in vielen Gemeinden die CHEWRA KADISCHA (die sogenannte „Heilige Bruderschaft") betraut, eine Institution, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zuerst in Prag herausbildete und die neben der Krankenpflege im Falle des Todes den Familienangehörigen die Durchführung der rituellen Gebote abnimmt.
Die Aufbahrung des geschlossenen Sarges erfolgt in der Trauerhalle, in welcher die Trauerfeier stattfindet. Hierbei werden bestimmte Gebete (u. a. EL MOLE RACHAMIM) gesprochen und eine kurze Leichenrede (HESSPED) gehalten.
Der Sarg wird unter entsprechendem Totengeleit (LEWAJA) zum Orte der Beisetzung getragen und in die Gruft niedergelassen. Nach dem Absenken des Sarges erfolgt durch

alle an der Beisetzung Teilnehmenden die Aufschüttung mit Sand, und ein jeder spricht die Worte: Ki afar atta w'el afar taschaw = Von Staub bist Du, zu Staub wirst Du.

Erst wenn der Sarg vollständig bedeckt ist, spricht der Sohn oder ein anderer männlicher Hinterbliebener das KADDISCH-Gebet: YISGADAL V'YISKADASCH SCH'ME RABBO ...

Dies ist kein eigentliches Gebet für die Toten, sondern ein Bekenntnis zum Glauben: „Gepriesen und geheiligt sei Sein großer Name in Zeit und Welt, die Er nach Seinem Willen erschuf: möge Er sein Reich errichten während eures Lebens, während eurer Tage und während des Lebens des ganzen Hauses Israel. Dazu sagt Amen (so sei es). Sein großer Name sei geheiligt immerdar ...

... Er, der Friede schafft in den Himmeln über uns, möge Er auch uns und ganz Israel Frieden schenken, dazu sagt Amen." (Gekürzt)

Erhabenheit und Größe liegen in der Einförmigkeit des Trauergottesdienstes, in seiner Schlichtheit, in der Unauffälligkeit der althergebrachten Totengewänder, des schwarzverhangenen einfachen Holzsarges. Die Kinder des Verstorbenen begehen alljährlich in treuem Gedenken den Todestag, die „Jahrzeit". Vierundzwanzig Stunden lang läßt man ein Licht brennen, denn des Menschen Seele ist ein Licht Gottes, und man besucht das Grab des Toten an diesem Tage. Ein Jahr nach der Beisetzung wird in den meisten Fällen am Grab ein Stein aufgestellt. Im Rahmen der Steineinweihung werden Psalmen und Gebete gesprochen und manchmal auch eine kurze Trauerrede gehalten.

Im alten Palästina waren Grabsteine für einzelne Tote unbekannt, da man diese, wie bereits erwähnt, in Höhlen oder Sammelgräbern beisetzte.

In der Zeit des römischen Exils erfolgten die Beisetzungen außerhalb der Stadt in den sogenannten Katakomben. Hierbei wurden ursprünglich vorhandene Grotten genutzt und von diesen aus Gänge in das Gestein getrieben. Dabei ergaben sich unterschiedliche Grabformen (Senkgrab im Boden, Nischengräber und vereinzelt auch Sarkophage).

Die jüdischen Katakomben unterschieden sich von denen der christlichen Gemeinde in Ausstattung und Aufmachung dadurch, daß jüdische Symbole wie siebenarmiger Leuchter, Palmenzweige, Schofarhorn oder Löwen als Zeichen des Stammes Juda verwendet wurden, Motive, die denen der Mosaiken in palästinensischen Synagogen entsprachen. Die Inschriften waren bis auf die hebräische Formel SCHALOM AL ISRAEL (Frieden über Israel) in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in griechischer und später in lateinischer Sprache angebracht.

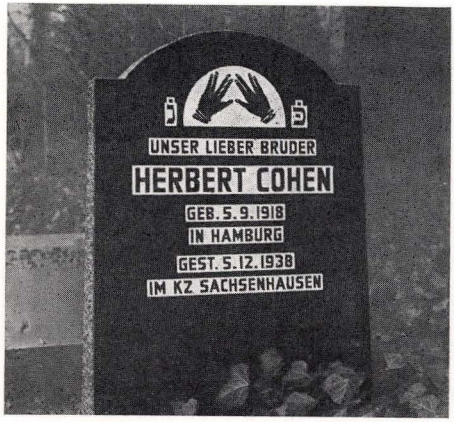
In der Bibel wird berichtet, daß Jakob beim Tode Rachels auf ihrem Grab eine abgebrochene Säule errichtete. Das hebräische Wort MAZZEWAH bedeutet sowohl Säule als auch Grabstein. Dem Grabstein ist die Bestimmung zugewiesen, die Erinnerung an den Toten nicht aus dem Gedächtnis schwinden zu lassen. Diese Steine des Gedenkens und der Erinnerung entwickelten sich besonders außerhalb Palästinas. In Europa sind seit dem 10. Jahrhundert jüdische Friedhöfe bekannt. Auf ihnen wurden Grabsteine errichtet, aber im Verlaufe der gerade für die Juden oft wechselnden Geschichte mit den Vertreibungen aus den Städten wurden auch diese Stätten häufig verwüstet und die Grabsteine für andere Bauten, für Stadtmauer und selbst Kirchen verwandt. Die Gräber bis zum 13. Jahrhundert waren fast schmucklos und bestanden lediglich aus einem in mittel- und osteuropäischen Gemeinden senkrecht stehenden Sandstein, der eine Inschrift in hebräischer Quadratschrift enthielt. Später wurden sie mitgeprägt von

den wechselnden architektonischen Stilepochen. Die Grabsteine erhielten seitlich runde oder gedrehte Säulen, dabei wurde als Material neben Sandstein seltener Granit oder Marmor, in osteuropäischen Ländern aber auch Gußeisen oder Holz verwandt. Als Besonderheit wurde für die Grabstätten prominenter Persönlichkeiten die Form des Sarkophags benutzt, jedoch unterschied sich dieser von den christlichen dadurch, daß



1 Sarkophaggrab Hermann Cohen (Ehrenreihe A 1)

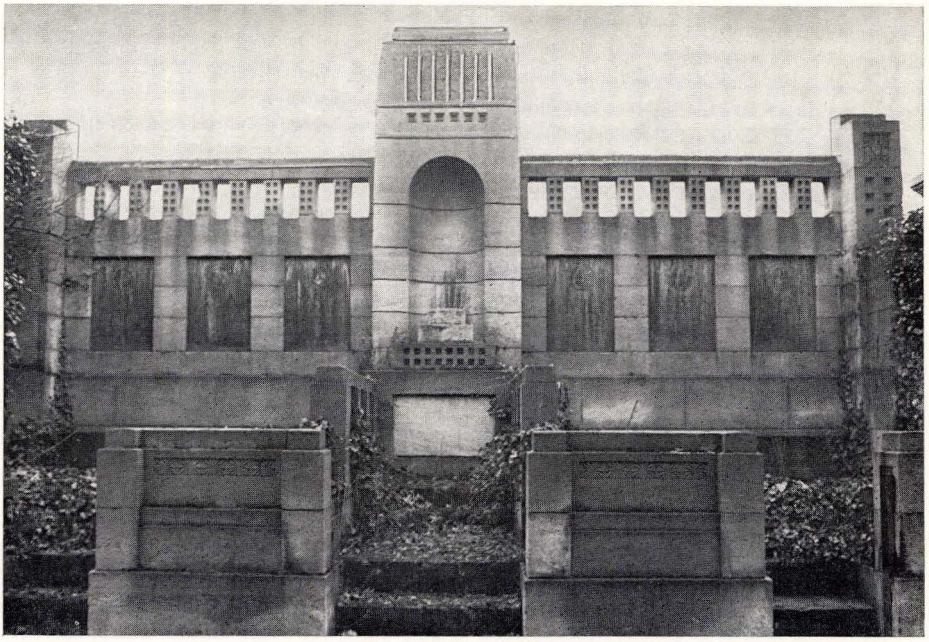
er keine flache Deckplatte, sondern eine Art Zelt- oder Satteldach mit betonter Vorder- und Rückwand hat. Zuerst brachte man die Hauptinschrift an der Vorderplatte an, bedeckte aber auch die übrigen Teile mit Inschriften in hebräischer Sprache. Später ging man dazu über, den Hauptschmuck mit der Schrift allein auf die nunmehr höhergestellte Kopfwand zu setzen. In der Zeit des Barock und Rokoko kamen seitliche Umrahmungen hinzu. Die oft mit sehr reichen und schweren Reliefs, Säulen und sonstigen Ornamenten geschmückten Schmalseiten erhoben sich zu übertriebener Höhe, umschlossen das mit hebräischer Quadratschrift versehene Mittelteil und preßten das niedere Zeltdach zwischen sich ein. Der Inhalt der hebräischen Texte enthielt lobende Äußerungen über den Verstorbenen. Im oberen Teil der Schriftplatte fanden sich oft auf den Namen des Bestatteten hinweisende Tiergestalten (Hirsch, Bär, Löwe etc.) oder die segnenden Hände der Ahroniden für einen Toten aus dem Geschlecht der KOHANIM (Priester) bzw. eine Wasserkanne bei einem LEVI.
Unter dem klassizistischen Architektureinfluß wurden die Grabsteine im 19. Jahrhundert wieder einfacher, klarer in der Form, und auch die Sonderform der abgebrochenen Säule fand vermehrt Anwendung.



2 Darstellung der segnenden Hände am Grabe eines KOHEN



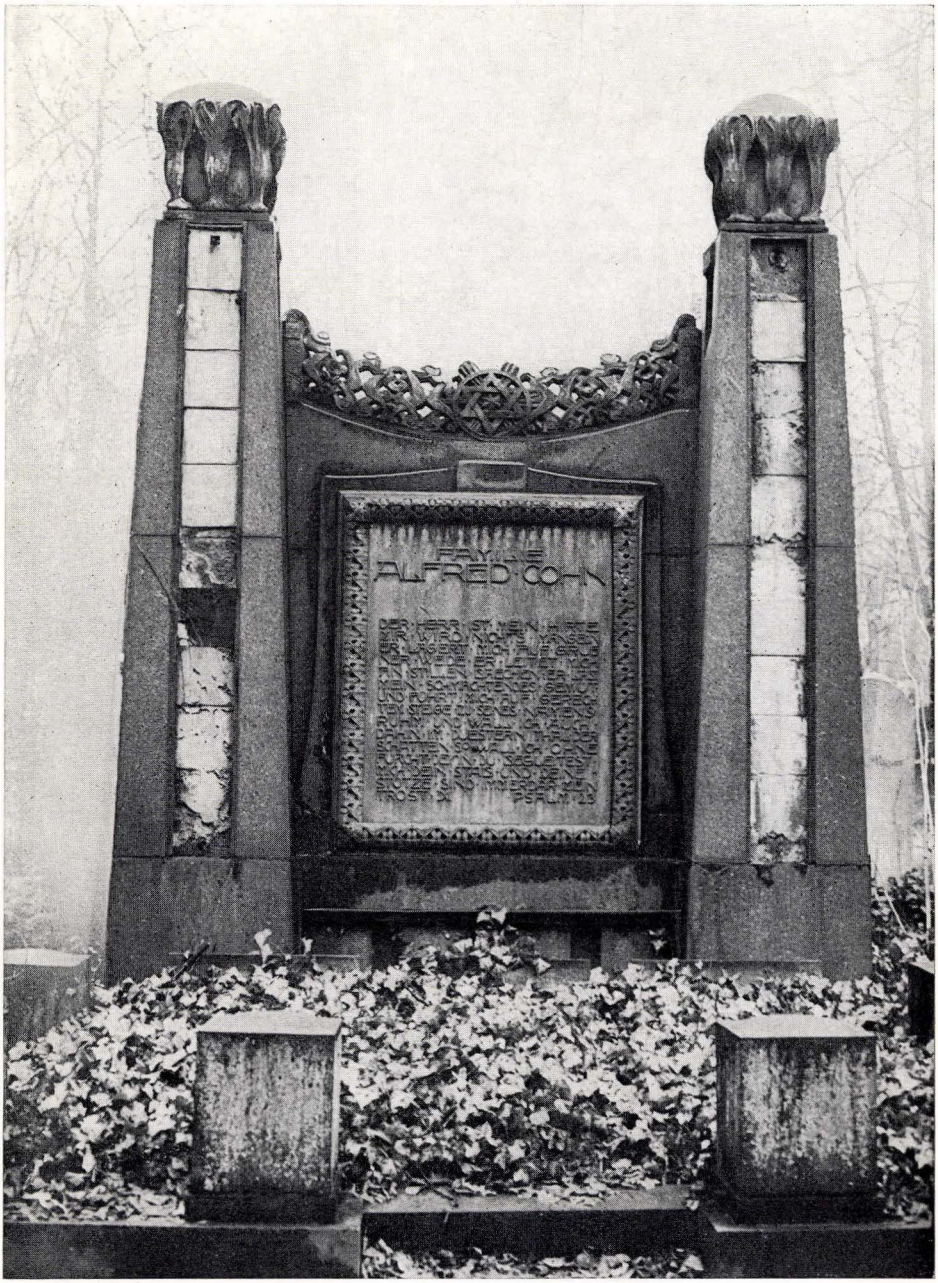
3 Kanne auf dem Grabstein eines LEVI sowie abgebrochene Säule



4 Erbbegräbnis Becker, 1904, von Martin Dülfer

Dann kam es aber gerade in Deutschland mit zunehmender Liberalisierung und unter dem Einfluß der christlichen Friedhofskunst zu einem wesentlichen Wechsel. Während auf den alten Friedhöfen eindeutige Unterschiede zwischen Armen und Reichen sich nicht so sehr erkennen ließen, entwickelte sich nun bei reichen Juden die Mode des Errichtens prunkvoller Erbbegräbnisse, wie man sie ganz besonders auf dem Weißenseer Friedhof in Stilformen vom Historismus der Gründerzeit über den Jugendstil bis zur versachlichten Auffassung der Moderne finden kann. Gleichzeitig setzte es sich mehr und mehr durch, daß die Inschriften in deutscher Sprache erfolgten, die Sterbedaten nach weltlicher Zählung aufgegeben wurden und zum Teil sogar Abbildungen des Toten – entgegen dem 2. Gebot des Dekalogs – angebracht wurden. Nur bei orthodoxeren Juden findet man, daß die Vorderseite hebräisch beschrieben wurde und auf der Rückseite eventuell die deutsche Eintragung stand. Bei Angaben des weltlichen Sterbedatums wurde häufig die Formel „le miß param" – „nach Zählung der Nichtjuden" zugefügt.

Heute findet man auf dem Weißenseer Hauptfriedhof auf den Grabsteinen der neueren Beerdigungsfelder nur selten hebräische Inschriften. Dagegen fallen häufig einzelne hebräische Buchstaben auf, die Abkürzungen darstellen. So stehen z. B. über dem Namen die Buchstaben P T (po tamin) oder P N (po nibar), d. h. „hier ist verborgen, hier ist begraben". Nachgesetzt sind Segenssprüche in Abkürzung wie z. B.



5 Grabmal der Familie Cohn, 1903, von Otto Stichling



6 Die Buchstaben P N (oben) und T N Z B H (unten) auf dem Grabstein des Bildhauers Plessner (von rechts nach links zu lesen)

T (ehi) N (afscho) Z (erurah) B (izior) H (achajim) = T N Z B H d. h. „Seine (oder Ihre) Seele sei dem Lebensbunde einverleibt". Früher war häufig die Formel SCHALOM AL ISRAEL – Friede über Israel verwandt worden, wie überhaupt das Wort SCHALOM oft im Mittelpunkt stand, eben den Frieden zu haben und in „Frieden zu ruhen".

Wie schon erwähnt, gehört es zu den selbstverständlichen Pflichten der Hinterbliebenen, ganz besonders natürlich der Kinder, die Gräber der Verstorbenen aufzusuchen. So versteht sich auch der dafür verwandte Begriff KEWER AWOTH – das Grab der Eltern. Dieser Besuch ist eine pietätvolle Handlung, überzeugt man sich doch gleichzeitig davon, daß am Grabe alles in Ordnung ist. Es werden Gebete gesprochen und man legt die linke Hand auf den Grabstein. Hier sei zum Schluß noch ein Brauch erwähnt. In alter Zeit waren einfache Steinhügel üblich, und jeder Besucher legte einen Stein darauf, um das Grabdenkmal zu erhalten. Diese Sitte hat sich selbst nach der Errichtung der Grabsteine erhalten. Ehrfurchtsvoll legen auch heute die Angehörigen und Freunde einen kleinen Stein auf das Grabmal des Verstorbenen, wenn sie es besuchen.

Jüdische historische Friedhöfe in Berlin

Juden-Kiewer in Spandau

Die Ansiedlung von Juden in der Mark Brandenburg wird erstmals im Jahre 1247 verzeichnet. Auch in den sich 1307 zusammenschließenden Dörfern Cölln und Berlin lebten am Ende des 13. Jahrhunderts jüdische Familien, die in einem geschlossenen Gebiet, dem sogenannten „Großen Jüdenhof" wohnten, an den noch heute der Name Jüdenstraße am Berliner Roten Rathaus erinnert. Die hier lebenden Juden durften jedoch ihre Toten nicht im Stadtgebiet beisetzen, sondern mußten dies weit vor den Toren der Stadt in Spandau tun. Der 1324 erstmals erwähnte Spandauer „Juden-Kiewer" war jedoch nicht im Besitz der dort ansässigen Juden, sondern er war Eigentum der Stadt. Für seine Benutzung mußte ein jährlicher Grundzins von 1 Schock und 13 Groschen gezahlt werden, wozu noch eine Beerdigungsgebühr und ein Durchfuhrzoll beim Transport der Leichen durch das Spandauer Stadtgebiet kamen. Nach der Vertreibung der Juden aus der Mark im Jahre 1510 wurde der Juden-Kiewer in Spandau für andere Zwecke genutzt. Die abgeräumten Grabsteine fanden Verwendung bei Ausbauten der Zitadelle (errichtet 1520–1533). Erst in diesem Jahrhundert wurden einzelne Steine bei Rekonstruktionsmaßnahmen freigelegt und gesichert.



7 Eines der 13 Bruchstücke von jüdischen Grabsteinen in der Mauer der Spandauer Zitadelle. Die Grabsteine sind aus den Jahren 1244–1347 datiert

Große Hamburger Straße 26

Der heute als Begräbnisplatz kaum mehr erkennbare, in der Großen Hamburger Straße 26 gelegene Friedhof gilt als der älteste jüdische Friedhof in Berlin. Er wurde 1672, im Jahre nach der Gründung der Berliner Jüdischen Gemeinde, eingeweiht. Das Gelände des Friedhofes an der Großen Hamburger Straße, 0,59 ha, war von Mordechai Model Sohn des David Tewele Halevi Öttingen = Model RIESS gekauft und der Jüdischen Gemeinde als Begräbnisplatz übergeben worden. An den Stifter erinnert eine Gedenktafel mit dem hebräischen Text: „Der hier Bestattete erwarb im Jahre 1672 dieses Grundstück zum Begräbnisplatz, auf welchem bis zum 24. Juni 1827 beerdigt wurde. Das Andenken dieses Friedhofsbegründers ehrte durch diese Denktafel im Jahre 1884 Samuel Nehemias Speier, ein in 8. Generation von ihm abstammender Enkel."

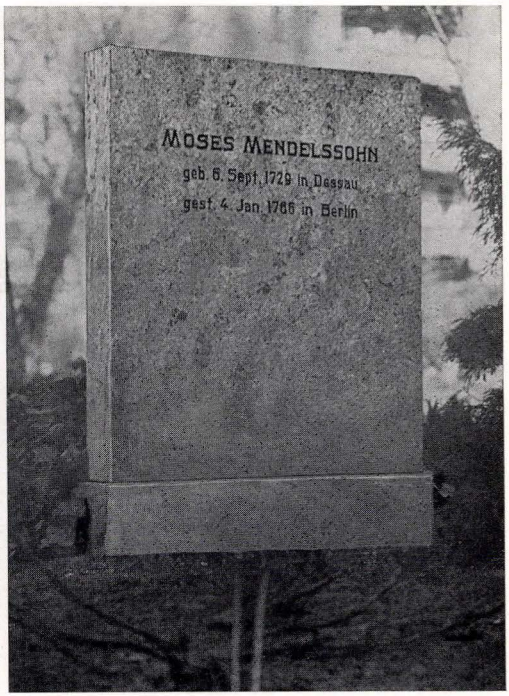


8 Historische Aufnahme typischer Sarkophaggräber auf dem Friedhof Große Hamburger Straße

Bis zur Schließung 1827 wurden hier 12 000 Verstorbene begraben, als berühmtester unter ihnen der Philosoph und Vorkämpfer der Judenemanzipation Moses MENDELSSOHN, geb. am 6. September 1729 in Dessau, gest. am 4. Januar 1786 in Berlin. Sein jetziges Grabmal, ein schlichter Muschelkalkstein, ist das dritte. Das erste, ein ähnlich schlichter Stein, uns von einer Zeichnung Wilhelm Chodowieckis bekannt, war um 1880 durch ein großes schwarzes Granitmal mit goldenen Lettern ersetzt worden. Gleichzeitig hatte man die Grabstätte mit einem eisernen Gitter eingehegt und sie so aus der Gemeinschaft der übrigen herausgehoben.



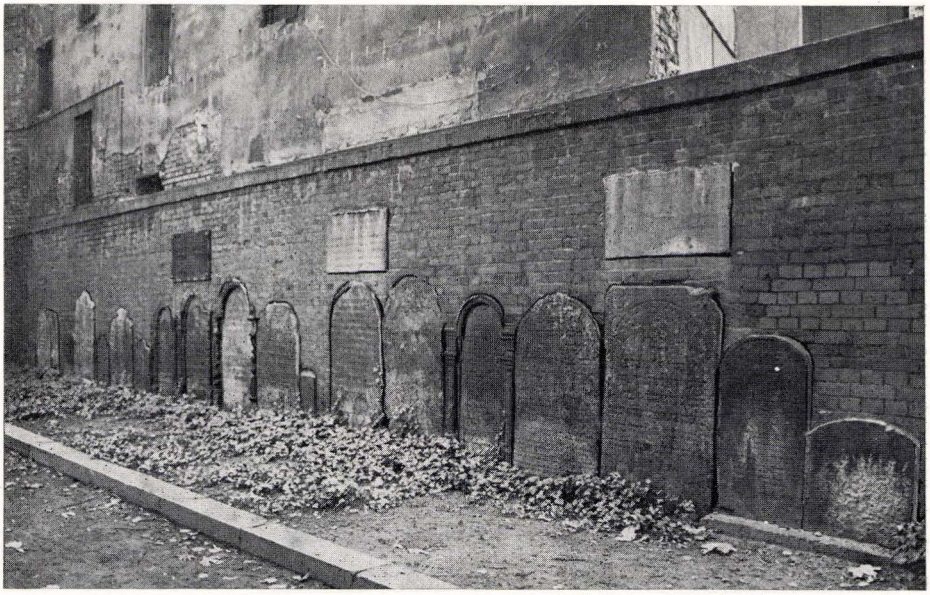
9 Historische Aufnahme des um 1880 erstellten Grabsteines



10 Die Grabstelle des Philosophen Moses Mendelssohn heute

Nahe dem Mendelssohns lagen die Gräber seines Lehrers, dem er vierzehnjährig aus Dessau nach Berlin gefolgt war, des Rabbiners David FRÄNKEL, des Seidenfabrikanten Isaak BERNHARD, der Mendelssohn Aufenthalt und Einkommen in Berlin gegeben hatte und viele andere mehr. Sie alle sind zerstört, auch die Grabstätte Mendelssohns ist nur ungefähr an jener Stelle wieder eingerichtet worden, wo sie sich einmal befunden hat.
Den Eingang zum Friedhof bildete früher das 1828 eingeweihte erste Altersheim der Jüdischen Gemeinde, in dem dann 1941 die Gestapo eines der berüchtigten Sammellager eingerichtet hatte, in denen die faschistischen Mörder mehr als 50 000 Berliner Juden zum Transport in die Vernichtungslager zusammentrieben. Das Haus wurde zerstört, an seiner Stelle mahnt ein Gedenkstein an die Greuel, die hier geschahen.

Schon früher als das Haus war der Friedhof vernichtet worden. 1943 hatte die Gestapo durch seine Mitte einen Splittergraben ziehen, ihn mit den Grabsteinen absteifen und die Gebeine der Toten hinauswerfen lassen. Nur ein paar Grabmale, die in die Mauer eines angrenzenden Hauses eingelassen waren, blieben von dem alten Friedhof erhalten, darunter auch jenes des Gumpericht Jechiel ASCHKENAST, der als erster hier 1672 beigesetzt worden war.



11 Alte Grabsteine in der Mauer des Friedhofes Große Hamburger Straße mit Gedenktafeln: zur Erinnerung an die Zerstörung durch die Faschisten, an den Käufer des Begräbnisplatzes und an die erste Beisetzung



Noch ein weiteres Mal ist der Friedhof als Begräbnisplatz genutzt worden. Das war 1945, als hier vor und nach dem Kriegsende zahllose gefallene Angehörige der geschlagenen faschistischen Wehrmacht und ungezählte Zivilisten, die durch Bomben, Granaten, Hunger oder Krankheiten den Tod gefunden hatten, in Massengräbern beigesetzt wurden. Eine in die Mauer zu einem Nachbargrundstück eingelassene Steintafel erinnert auch an jene, die hier zuletzt begraben worden sind.
Heute ist der Friedhof als Grünanlage gestaltet.

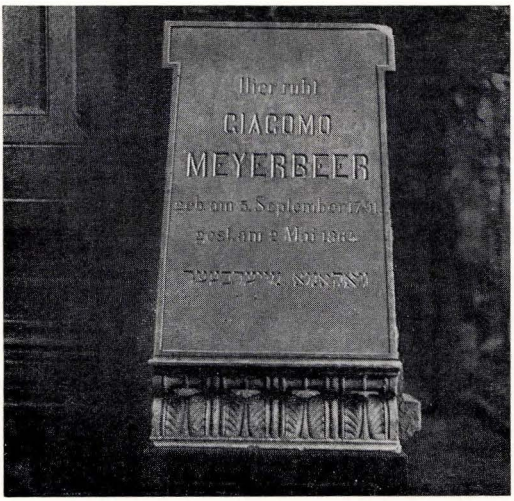
Schönhauser Allee 23–25

Der zweite uns heute bekannte Begräbnisplatz der Berliner Jüdischen Gemeinde ist der in der Schönhauser Allee 23–25. Es hat lange gedauert, bis die Juden die Beisetzungen auf ihrem alten Friedhof einstellten. Schon 1774 forderte das Obersanitätskollegium die Einstellung der Beisetzungen in Kirchen und -gewölben Berlins und die völlige Verlegung der Begräbnisplätze außerhalb der Ringmauern. Zehn Jahre später erneuerte der Chirurg Schack diese Forderung. 1794 wurde dann in das Preußische Allgemeine Landrecht der Passus aufgenommen, daß „in den Kirchen und in bewohnten Gegenden keine Leichen beerdigt werden sollen".
Am 23. Dezember 1799 schließlich verlangten die Mitglieder der Versammlung der Spandauer Vorstadtgemeinde, zu der auch die Gegend um die Oranienburger und die Sophienstraße gehörte, die Verlegung des jüdischen Friedhofes aus der Großen Hamburger Straße.
Doch erst am 7. Dezember 1817 erließ die königlich-preußische Regierung eine Aufforderung an die Ältesten der Berliner Jüdischen Gemeinde, innerhalb eines Vierteljahres einen neuen, zur Begräbnisstätte geeigneten und außerhalb der Stadt gelegenen Platz vorzuschlagen. Dieser Aufforderung folgte dann am 4. September 1824 noch eine mahnende dringliche Verfügung.
Ende Oktober 1824 kaufte die Jüdische Gemeinde für 5800 Taler ein 19,5 Morgen, also fast 5 Hektar großes Grundstück des Gutsbesitzers Wilhelm Büttner vor dem Schönhauser Tore an dem alten Weg nach Pankow, der, nachdem er gepflastert worden war, zunächst Pankower Chaussee hieß und 1841 schließlich in Schönhauser Allee umbenannt wurde.
Die Anlage des Friedhofes wurde durch den Stadtbaurat Langerhans vorgenommen. Nur zur Schönhauser Allee hinter einer repräsentativen Mauer als Friedhof erkennbar, sind seine übrigen Seiten von Wohnhäusern und -höfen umschlossen.
Die nahe dem Haupteingang an der Schönhauser Allee errichteten Friedhofsbauten, wie die Feierhalle und Nebengebäude, sind zerstört. An ihrer Stelle mahnt heute eine Gedenkstätte an die Opfer der Nazibarbarei. Innerhalb des Friedhofes sind auch verschiedene Grabstätten durch Bomben- und Granateinschläge vernichtet worden.



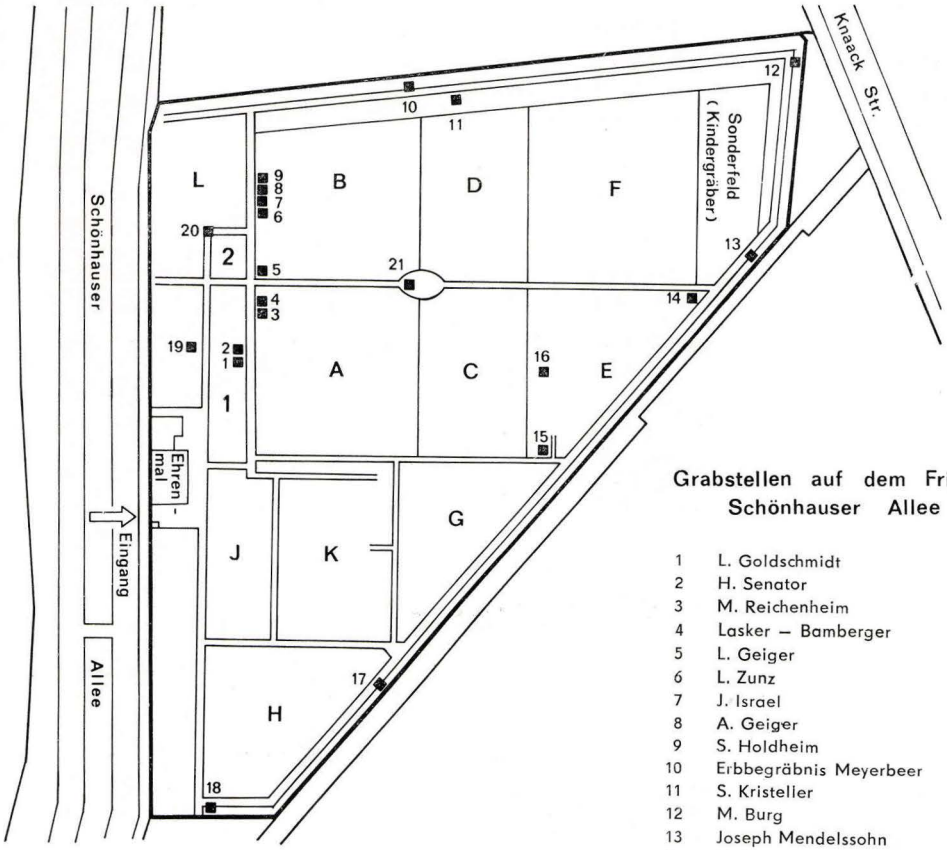
12 Gedenktafel an der Friedhofsmauer Schönhauser Allee

Das ungleichseitige Fünfeck des Friedhofes war gegliedert durch ein Wegenetz, im wesentlichen bestehend aus einem entlang den Friedhofsgrenzen und drei senkrecht zur Schönhauser Allee verlaufenden Wegen. Die Breiten dieser Hauptwege wechseln, weil man sie an vielen Stellen, wohl aus Mangel an Beisetzungsflächen, immer wieder eingeschränkt hat, um noch Grabstätten einzurichten.
Entlang diesen Hauptwegen aufgereiht finden wir repräsentative Erbbegräbnisse und Wahlgrabstellen für die wohlhabenden Gemeindemitglieder. Wir treffen hier auch auf eine Ehrenreihe für Verstorbene, die sich um die Jüdische Gemeinde oder um das Judentum besonders verdient gemacht haben. Von besonderem Interesse ist, daß man hier stellenweise auch, ähnlich wie auf dem berühmten jüdischen Friedhof in Prag, Verstorbene übereinander bestattet hat.
Innerhalb der von den Hauptwegen umschlossenen Abteilungen jedoch überwiegen sehr schlichte Grabmale, viele Gräber sind dort auch nur durch einfache Nummernsteine gekennzeichnet.
Als Erste wurde am 29. Juni 1827 auf diesem Friedhof Sarah MEYER beigesetzt. Bis 1880 waren hier 22 500 Einzelgräber und 750 Erbbegräbnisse angelegt worden. Leider ist das Bestattungsregister dieses Friedhofes nicht erhalten oder aber zumindest nicht mehr auffindbar, und so beruht die Kenntnis über dort beigesetzte Verstorbene auf älteren Veröffentlichungen und auf mündlichen Überlieferungen, wobei es nicht in jedem Fall gelingt, die Grabstelle zu ermitteln.



13 Giacomo Meyerbeer

Plan der Grabstellen auf dem Friedhof Schönhauser Allee



Grabstellen auf dem Friedhof Schönhauser Allee

1 L. Goldschmidt
2 H. Senator
3 M. Reichenheim
4 Lasker – Bamberger
5 L. Geiger
6 L. Zunz
7 J. Israel
8 A. Geiger
9 S. Holdheim
10 Erbbegräbnis Meyerbeer
11 S. Kristeller
12 M. Burg
13 Joseph Mendelssohn
14 N. Pringsheim
15 Erbbegräbnis Liebermann
16 L. Ullstein
17 W. Sklarek
18 M. Mannheimer
19 G. v. Bleichröder
20 Schacht
21 Gefallene der Revolution von 1848

Die Bekanntesten der hier Beigesetzten sind der Komponist Giacomo Meyerbeer (1791 bis 1864) und der große Maler Max Liebermann (1847–1935). MEYERBEER starb in Paris und wurde, einer testamentarischen Bestimmung folgend, im Erbbegräbnis seiner Familie an der Nordgrenze des Friedhofes beigesetzt. Am 8. Februar 1935 starb im 88. Lebensjahre Max LIEBERMANN. Die verstärkten Angriffe der faschistischen Reaktion gegen den „Juden" Liebermann hatten ihn bereits 1932 bewogen, nicht wieder für das Amt des Präsidenten der Preußischen Akademie der Künste zu kandidieren. Am 2. Mai 1933 trat er aus der Akademie aus und legte sein Amt als deren Ehrenpräsident nieder. Zur Trauerfeier am 12. Februar 1935 hatte sich nur ein kleiner Kreis



14 Historische Aufnahme der Beisetzung Prof. Max Liebermann am 12. Februar 1935 mit Martha Liebermann und Rabbiner Warschauer

seiner persönlichen und Kunstfreunde eingefunden, um den großen Toten auf seinem letzten Weg zu begleiten. Unter ihnen die Kunsthistoriker Prof. Adolph Goldschmidt und Max Osborn, der Verleger Bruno Cassirer, der Museumsdirektor Dr. Max Friedländer, der Gemeindevorsitzende Heinrich Stahl, aber auch die Künstlerin Käthe Kollwitz und der Chirurg Prof. Sauerbruch. Trauerreden hielten der Kunstkritiker Karl Scheffler und Rabbiner Dr. Warschauer. Acht Jahre später folgte Liebermann im März 1943 seine Witwe, als sie mit einer Krankenbahre zum Transport in ein Vernichtungslager abgeholt werden sollte, freiwillig in den Tod. Sie wurde, weil die Gestapo in der Schönhauser Allee keine Beisetzungen mehr zuließ, zunächst auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee beigesetzt und erst nach dem Kriege an die Seite ihres Mannes umgebettet. Das Erbbegräbnis der Familie LIEBERMANN ist eine Schöpfung des Architekten Hans Grisebach, der im 19. Jahrhundert zu den bekanntesten Baumeistern des Neorenaissancestils in Berlin zählte.



15 Erbbegräbnis der Familie Liebermann

In unmittelbarer Nachbarschaft dieser Grabstätte fällt der imposante Marmorsarkophag eines Ritters Liebermann von Wahlendorf auf; es ist unbekannt, wer sein Grabdenkmal geschaffen hat.

Unter denen, die auf diesem Friedhof ihr Grab gefunden haben, sind die Mediziner James ISRAEL (1848–1926) – Begründer der Nierenchirurgie, der Gynäkologe Samuel KRISTELLER (1820–1900), die Neurologen Robert REMAK (1815–1865) – erster jüdischer Privatdozent an der Berliner Universität und Begründer der Elektro-

diagnostik und -therapie – und sein Sohn Ernst REMAK (1849–1911), ferner Hermann SENATOR (1834–1911) – ehemaliger Direktor der II. Medizinischen Klinik der Charité, Ludwig TRAUBE (1816–1876) – bekannter Internist, der u. a. die Digitalistherapie einführte und der erste jüdische Ordinarius der Berliner Charité war, sowie Louis WALDENBURG (1837–1881) – Vorkämpfer für die Einrichtung von Lungenheilstätten.

Beigesetzt sind hier auch der Herausgeber der Zeitschrift „Der Naturforscher" Wilhelm SKLAREK (1830–1915), der Botaniker Nathanael PRINGSHEIM (1823–1894), der Chemiker und Physiker Heinrich Gustav MAGNUS (1802–1870), der Maler und Erfinder eines Ölfarb-Druckverfahrens Jacob LIEPMANN (1803–1865), die Schriftsteller Ludwig GEIGER (1848–1919) – Verfasser der „Geschichte der Juden in Berlin" und mehrerer Werke über Goethe sowie über die Epoche des Humanismus, Jenny HIRSCH (1829–1902) – die sich insbesondere für die Frauenberufsausbildung eingesetzt und den Lette-Verein mitbegründet hat, Hugo LUBLINER (1846–1911) – der unter dem Pseudonym Hugo Bürger vielgespielte Bühnenstücke, wie „Der Frauenadvokat", „Der Jourfix", „Die armen Reichen" sowie Romane und Novellen geschrieben hat, Max RING (1817–1901) – Autor von Zeitromanen über Berlin und auch historischen Romanen, Novellen und Geschichten – und schließlich der bedeutende Literaturhistoriker Richard Moritz MEYER (1860–1914).

Hier befinden sich aber auch die Grabstellen der Rabbiner Josef AUB (1800–1880) – der 1866 die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße einweihte, Abraham GEIGER (1810–1874) – Mitbegründer der Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums, Samuel HOLDHEIM (1806–1860) – Vertreter der Reformgemeinde, Michael SACHS (1808–1864) und Leopold ZUNZ (1794–1886) – Schöpfer der modernen Wissenschaft des Judentums, und schließlich auch Jacob Joseph OETTINGER (1780 bis 1860) – der 1827 diesen jüdischen Friedhof eingeweiht hat, dessen Predigt jedoch von der Polizei als unstatthaft abgebrochen wurde, weil er sie in der deutschen statt in der hebräischen Sprache gehalten hatte.

Beigesetzt sind hier der Ordinarius der Berliner Juristischen Fakultät Levin GOLDSCHMIDT (1829–1897), der Verleger Leopold ULLSTEIN (1826–1899), der Bankier Gerson von BLEICHRÖDER (1822–1893) und Major Meno BURG (1789 bis 1853) – der als erster Jude in Preußen Offizier und Lehrer an der Artillerieschule wurde.

Nicht vergessen werden sollen aber auch diejenigen, die ihre ganze Kraft der Emanzipation der Juden, ihrer Integration in die nichtjüdische Umwelt und dem Wohle der Jüdischen Gemeinde gewidmet hatten. Hier sind vor allem zu nennen die in einer Doppelgrabstelle ruhenden angesehenen Parlamentarier Eduard LASKER (1829 bis 1884) – Förderer eines Gesetzes, das den Austritt aus Jüdischen Gemeinden ermöglichte, ohne zugleich damit den Austritt aus dem Judentum zu verbinden, sowie der Strafrechtsreform von 1876, und Ludwig BAMBERGER (1823–1899) – der wegen seiner Beteiligung an der Revolution 1848 zum Tode verurteilt, dann jedoch später amnestiert worden war. Auf ihrem Grabstein konnte man lesen:

„Hier ruhen im Tode vereint, die im Leben
gemeinsames Streben für Deutschlands
Einheit und Freiheit verband"

Weiterhin finden sich hier die Grabstellen von Philantropen wie Baruch AUERBACH (1793–1864) – Gründer der „Erziehungsanstalt für elternlose jüdische Kinder", Moritz

und Bertha MANNHEIMER (1826–1916) – Begründer der jüdischen Altersversorgungsanstalt Schönhauser Allee 22, Moritz REICHENHEIM (1815–1872) – Stifter des im Jahre seines Todes eröffneten ersten Berliner jüdischen Waisenhauses, die Pädagogen Lazarus BENDAVID (1762–1832), David FRIEDLÄNDER (1750–1834) – Gründer der Berliner Jüdischen Freischule, und Aron HORWITZ (1812–1881). Einen Ehrenplatz auf dem Friedhof haben zwei Gefallene der Revolution von 1848, es sind aber auch gefallene Soldaten aus den Kriegen des 19. Jahrhunderts hier beigesetzt.
An dem Einfassungsgitter eines Schachtes erinnert der Text auf einer Metalltafel daran, daß sich im Schacht 1945 Kriegsgegner verborgen hatten, die noch kurz vor der Befreiung von SS-Leuten entdeckt und an den umstehenden Bäumen erhängt worden waren.
Als es die Schrecken der faschistischen Herrschaft schon fast überstanden hatte, fand auch noch ein junges Mädchen, Tochter einer Jüdin, an einem der letzten Tage des Krieges durch Artilleriebeschuß den Tod. Sie, Vera FRANKENBERG, wurde ebenfalls auf dem Friedhof in der Schönhauser Allee bestattet.
Dort, wo einmal die Feierhalle des Friedhofs gestanden hat, finden wir heute hinter dem alten Taharatisch einen Gedenkstein mit den Worten:

HIER STEHST DU SCHWEIGEND – DOCH WENN
DU DICH WENDEST, SCHWEIGE NICHT – Mahnung
und Verpflichtung für jeden, der diesen Ort betritt.



16 Gedenkstein auf dem Friedhof Schönhauser Allee

Der Adass-Jisroel-Friedhof

Die Wahl des liberalen Rabbiners Dr. Josef AUB 1866 zum Nachfolger des wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit hochverehrten, 1864 verstorbenen Dr. Michael SACHS, der Einbau einer Orgel in der neuen Synagoge Oranienburger Straße, Veränderungen an der Gebetsordnung und schließlich noch die Wahl des ebenfalls liberalen Rabbiners Dr. Abraham GEIGER 1869 führte zum Protest der orthodox gerichteten Mitglieder der Gemeinde und zu ihrem Zusammenschluß als Adass Jisroel (Gemeinde Israels). Diese Religionsgemeinschaft berief Dr. Israel HILDESHEIMER (1820–1899) aus Eisenstadt zu ihrem Rabbiner, errichtete eine kleine Synagoge in der Gipsstraße und gründete auch ein eigenes Rabbinerseminar.
Nachdem der Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin all denen, die aus ihr ausgetreten waren, die Nutzung des Friedhofs der Gemeinde untersagt hatte, erwarb die neue Religionsgemeinschaft am 22. Dezember 1878 ein etwa 2,09 Hektar großes Gelände in Weißensee an der jetzigen Wittlicher Straße zur Einrichtung eines Friedhofes. Der Preis betrug einschließlich der errichteten Gebäude 30 000,– Mark.
Am 24. Februar 1880 wurde dort als Erster Abraham MICHELSON beigesetzt. Insgesamt sind auf diesem Friedhof in der Folgezeit etwa 3000 Beerdigungen vorgenommen worden. Der Friedhof wurde während des Krieges nur geringfügig in Mitleidenschaft gezogen, lediglich die Feierhalle ist durch Bomben zerstört worden.
Die Gemeinde ADASS JISROEL besteht heute in Berlin nicht mehr, und so fanden hier nach dem Kriege auch keine Beerdigungen mehr statt. Nur zahlreiche während der Zeit des Faschismus geschändete Thorarollen wurden auf diesem Friedhof nahe dem Eingang in die Erde gebettet.

Zweiter Spandauer Friedhof

Die zu Beginn des 18. Jahrhunderts wieder entstandene jüdische Gemeinde in Spandau hatte bis 1858 keinen eigenen Friedhof und mußte ihre Verstorbenen in Berlin begraben. 1859 erwarb sie für 33 Taler am Schülerberg in Spandau 96 Quadratruten, das sind etwa 3,6 Hektar Land zur Errichtung eines eigenen Begräbnisplatzes. Der Kauf wurde am 13. April 1865 notariell bestätigt. Das Gelände war zunächst mit einem einfachen Holzstaketenzaun eingefaßt und hatte lediglich einen Holzschuppen als Leichenhalle. Erst 1913 sind dort als Feierhalle ein massiver Zentralbau (Architekt Steil) sowie eine feste Einfriedung errichtet worden.
Da die Synagogengemeinde Spandau mit Wirkung vom 1. Januar 1939 in die Jüdische Gemeinde zu Berlin eingegliedert worden war, unterstand dieser dann auch der Friedhof in Spandau. Das zuständige Wehrkreiskommando wollte 1940 das inmitten militärischer Anlagen befindliche Gelände in seine Bebauungspläne einbeziehen und strebte daher eine Räumung an. Nach Verhandlungen zwischen dem damaligen Dienststellenleiter der Friedhofsverwaltung Berlin-Weißensee, Landgerichtsdirektor a. D. Arthur Brass, und dem zuständigen Oberstabszahlmeister Zimmermann von der Heeresstandortverwaltung Spandau-Ruhleben erfolgte im Mai/Juni 1940 die Exhumierung der etwa 200 auf dem Friedhof Beigesetzten. Die Gebeine der Verstorbenen wurden durch jüdische Arbeitskräfte in neue Särge gebettet und zu einem vorbereiteten Feld auf dem ADASS-JISROEL-Friedhof in Berlin-Weißensee überführt. Selbst die Grabsteine konnten entfernt und erneut aufgestellt werden. Nach Abschluß aller Arbeiten fand eine schlichte Feier im Gedenken an die Wiederbeigesetzten statt.

In einem unter dem Datum des 17. Juni 1940 erstellten notariellen Vertrag wurde die Übertragung des ehemaligen Friedhofgrundstückes bestätigt und die vereinbarte Kaufsumme von 10 300,– RM an die Hauptgemeinde ausbezahlt.
Da es sich hierbei um ein Kapitel besonderer Art in der Geschichte der Berliner Jüdischen Gemeinde handelt, sicherlich einmalig in Deutschland, eingebettet in die Jahre der grausamsten Verfolgung durch das faschistische Gewaltregime, sollte es nicht unerwähnt bleiben.

Köpenick, Mahlsdorfer Straße

Ein weiterer jüdischer Friedhof lag im Stadtbezirk Köpenick an der Mahlsdorfer Straße. Es war dies der Friedhof der ehemaligen Jüdischen Gemeinde zu Köpenick, die bis zur Eingliederung der Stadt Köpenick in den Stadtverband Groß-Berlin im Jahre 1920 existiert hat.
Der Friedhof besteht nicht mehr, von ihm sind nur einige Grabsteine sichergestellt worden. Aus der Inschrift eines der Grabmale wissen wir, daß auf dem Friedhof 1937 noch Beisetzungen stattfanden.

Weißensee, Herbert-Baum-Straße

Um 1875 war die Mitgliederzahl der Jüdischen Gemeinde bereits auf 65 000 angewachsen. Damit stieg auch die Zahl der Sterbefälle. Gleichzeitig zeichnete sich bereits die Vollbelegung des Friedhofes in der Schönhauser Allee ab. Deshalb mußten für die Zukunft ausreichend große Beisetzungsstellen geschaffen werden, und die Jüdische Gemeinde zu Berlin erwarb ein über 40 Hektar großes Gelände außerhalb der Stadt auf dem Territorium Weißensee zur Einrichtung eines neuen Begräbnisplatzes.
Im Frühjahr 1878 schrieb die Jüdische Gemeinde einen Wettbewerb für die Gestaltung des neuen Friedhofes aus. Teilnahmeberechtigt waren die Mitglieder des Berliner Architektenvereins. Die Teilnehmer hatten Entwürfe eines Lageplanes, des Leichenhauses, der Feierhalle, des Dienstgebäudes, einer massiven Einfriedung mit Einfahrtstor und einer Portierswohnung zu liefern sowie in einem Kostenüberschlag nachzuweisen, daß die Gesamtkosten 150 000 Mark nicht übersteigen würden. Als Preisrichter fungierten 4 Mitglieder der Jüdischen Gemeinde und 3 des Architektenvereins, darunter der Geheime Regierungs- und Baurat Friedrich HITZIG. Ein erster Preis wurde mit 1500 Mark und ein zweiter mit 600 Mark ausgelobt. Von 25 eingereichten Entwürfen wurden 3 als „relativ beste" erklärt, die Preissumme zu je einem Drittel ihren Schöpfern zuerkannt und unter diesen, den Architekten von HOLST, KÜHN und LICHT, ein weiterer Wettbewerb veranstaltet. Auch dieser Ausscheid wurde zwar nicht als erfolgreich angesehen, weil alle drei Entwürfe immer noch zu kostspielig waren, doch wurde durch ihn Hugo LICHT als Sieger ermittelt, obgleich die Jury an seinem Entwurf beanstandete, das Ganze sei „nicht sehr weihevoll und einem rituellen Gefühl entsprechend komponiert, sondern neigt zur Profanarchitektur". Positiv beurteilt wurden eine günstige Massenverteilung und einfache Formen, die bei Verwendung guten Materials und sorgfältiger Ausführung ein befriedigendes Resultat versprächen.
LICHT war zu diesem Zeitpunkt freiberuflich als Architekt in Berlin tätig, von 1879 bis 1906 arbeitete er dann als Stadtbaurat und als Professor für Baukunst in Leipzig,



17 Blick auf die alte Trauerhalle

wo er neben weiteren Gebäuden das neue Rathaus, das Stadthaus, das alte Grassimuseum und die Hochschule für Musik entworfen hat. LICHTS Wettbewerbsentwurf für den jüdischen Friedhof wurde mit nur geringfügigen Änderungen, die jedoch die Gesamtkosten des Baues um weitere 50 000 Mark auf 230 000 Mark anwachsen ließen, verwirklicht. So wurde die Trauerhalle höher, als zunächst vorgesehen und damit repräsentativer, ausgeführt.
Außerdem wurden ein WC-Gebäude und – weil es hier zu diesem Zeitpunkt eine zentrale Wasserversorgung noch nicht gab – auch ein Wasserturm hinzugefügt.
Die gesamte Bauleitung lag in den Händen des Architekten FREITAG, die Bauarbeiten wurden von dem Maurermeister LANDRÈ ausgeführt und das Eisenportal von dem Schmiedemeister FABIAN gefertigt.

Die feierliche Einweihung, zu der sich etwa 200 Personen, darunter auch der Landrat des Kreises Niederbarnim, Scharnweber, sowie Vertreter der Stadt, der Bürgerschaft und der Jüdischen Gemeinde selbst eingefunden hatten, fand am 9. September 1880 statt. Sie wurde eröffnet mit einer Ansprache des Justizrates MEYER, der insbesondere den am Bau Beteiligten dankte. Dabei gab er auch der Hoffnung Ausdruck, daß die Mehrzahl der Begräbnisfeierlichkeiten zukünftig, statt wie bis dahin in den Trauerhäusern, in der Trauerhalle vollzogen würden. Die eigentliche Weiherede, der die Sätze „Das Geschlecht ehrt sich selbst, das seine Toten ehrt" und „Die geboren wurden, ihrer harret der Tod, und welche sterben, ihrer harret das Leben" zugrunde lagen, hielt der Rabbinatsassessor Dr. FRANKL. Anschließend sang ein Chor und sprach Rabbinatsassessor Dr. UNGERLEIDER ein feierliches Gebet.

Wenn wir heute von der Herbert-Baum-Straße kommend das reichgegliederte Eingangsportal – es besteht aus einer Doppeleinfahrt für Wagen der Leidtragenden und zwei Eingängen für Fußgänger, während für die Leichentransporte eine gesonderte Einfahrt vorhanden ist – durchschritten haben, stoßen wir auf ein Rondell, in dessen Mitte ein Stein zum Gedenken an die 6 Millionen jüdischen Opfer der faschistischen Verfolgung errichtet ist. Die Namen aller großen Konzentrationslager sind auf den kreisförmig angeordneten liegenden Steinen eingemeißelt. Hier finden alljährlich am Internationalen Gedenktag für die Opfer des Faschismus Kranzniederlegungen und Gedenkveranstaltungen statt.

Das Rondell, ursprünglich von hohen Bäumen umpflanzt, liegt in der Mitte eines Eingangshofes, der von der bereits erwähnten Friedhofsmauer, zwei daran angebundenen Flachgeschoßbauten, die einen kleinen Blumenladen, Besuchertoiletten und Sozialräume für die Beschäftigten enthalten, sowie von einem weiteren Gebäudekomplex umrahmt wird. Dieser Letztere hat einen T-förmigen Grundriß und besteht aus 2 zweigeschossigen Bauten, der eine mit Verwaltungsräumen und Wohnungen, der andere mit den Leichenräumen sowie aus der Trauerhalle, die untereinander durch teilverglaste Arkadengänge verbunden sind.

Die Trauerhalle ist ein Zentralbau auf quadratischem Grundriß mit drei rechtwinkligen Anbauten und einer halbrunden Apsis zur Aufnahme eines Predigerpultes. Sie ist gekrönt von einem achteckigen Tambour über kreisförmigem Sims und überdeckt mit einem achtseitigen Kreuzrippengewölbe. Schon bei der Einweihung wurde die ausgezeichnete Akustik in der Trauerhalle gerühmt.

Alle Gebäude im Eingangsbereich sind mit gelben Ziegeln im Blockverband verblendet, auch die Friedhofsmauer besteht hier aus diesem Material. Die Architektur stellt eine eklektizistische Form der italienischen Renaissance-Baukunst dar.

Zwei weitere Gebäudekomplexe – eine aus 6 Gewächs- und zwei Palmenhäusern sowie aus Frühbeetkästen und Freilandflächen bestehende Gärtnerei und die wegen der großen Entfernungen auf diesem Friedhof 1910 errichtete Neue Trauerhalle mit Warteräumen und Blumenhalle – sind 1944 durch Bomben so stark zerstört worden, daß ein Wiederaufbau nicht mehr vertretbar war. An dem am 1. Juni 1924 eröffneten Eingang an der Lichtenberger Straße steht nur ein unbedeutender Flachbau für Pförtner und Besuchertoiletten.

Das Friedhofsgelände ist streng geometrisch in Rechtecke sowie in trapezförmige und dreieckige Teilflächen gegliedert. Während der Eingangskomplex mit der alten Trauerhalle nur auf die Achse der außerhalb des Friedhofes verlaufenden Herbert-Baum-Straße bezogen ist, bildete die neue Trauerhalle den Endpunkt eines langen Hauptweges innerhalb des Friedhofs.

Das Wegenetz des Friedhofes ist in Haupt- und Nebenwege gegliedert. In den Abteilungen 1 und 2 waren einige Wegkreuzungen platzartig erweitert und durch Grüninseln betont. Zur Erleichterung des Wirtschaftsverkehrs innerhalb des Friedhofs mußten diese in den letzten Jahren stellenweise entfernt werden.
Einige Haupt- und Nebenwege sind alleeartig bepflanzt, vorrangig mit Spitzahorn, Winterlinde und Traubeneiche oder aber auch mit Dorn und Baumhasel. Die ursprünglich ebenfalls vorhandenen Ulmen sind mittlerweile, wie anderswo auch, überwiegend dem Ulmensterben zum Opfer gefallen. Innerhalb der Abteilungen sind die schon genannten Gehölze und weitere, vor allem Weichholzarten, wie Weide, Pappel und Birke infolge unzureichender Pflege in den letzten fünf Jahrzehnten wild und ungezügelt gewachsen.
Die bereits bei der Gründung des Friedhofes konzipierte Einteilung der Grabstätten in Erbbegräbnisse, Wahl- und Reihenstellen widerspiegelt sehr getreu die Besitzverhältnisse der damaligen bürgerlichen Klassengesellschaft. Der handwerkliche, z. T. aber auch der künstlerische Wert vieler Grabmale und Grabausstattungen ist beachtlich, manche beeindrucken allerdings noch eher durch einen kolossalen Aufwand.



18 Die Ehrenreihe in der Abteilung A 1

In der Abteilung A 1, nahe der Trauerhalle, wurde eine Ehrenreihe für hervorragende Persönlichkeiten, die sich um die Gemeinde, das Judentum oder die Kultur und die Wissenschaften verdient gemacht hatten, angelegt. Aus Anlaß der 100-Jahr-Feier des Friedhofes konnten die Grabsteine der Ehrenreihe restauriert werden. Eine weitere, später eingerichtete Ehrenreihe befindet sich in der Abteilung A 6. Am Ende der Ehrenreihe A 1 befindet sich auch das Grab des 1943 ermordeten jüdischen antifaschistischen Widerstandskämpfers Herbert BAUM, der 1949 von Marzahn hierher umge-



19 Gedenkstein für Herbert Baum

20 Die Umbenennung der ehemaligen Lothringenstraße in Herbert-Baum-Straße



bettet worden ist. Zum gleichen Zeitpunkt wurde die auf den Friedhof zuführende damalige Lothringenstraße in Herbert-Baum-Straße umbenannt.
Wenn auch die Erdbestattungen auf diesem Friedhof überwiegen, waren nach einem Gemeindebeschluß auch Feuerbestattungen möglich. 1926 wurde deshalb in günstiger Lage nahe der neuen Trauerhalle eine Urnenabteilung eingerichtet und „dort Aschen nicht mehr in Särgen beigesetzt", wie es in den Bekanntmachungen im Gemeindeblatt aus jenem Jahr heißt. Später sind dann noch 3 weitere Urnenabteilungen, ebenfalls in geringer Entfernung zu den Feierhallen, angelegt worden.
Am 27. Juni 1927 wurde auf dem Friedhof ein Ehrenfeld für die im 1. Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten eingeweiht, das nach einem Entwurf des Gemeindebaumeisters Alexander BEER gestaltet worden war.
Das von einer übermannshohen Kalksteinmauer umgebene 90 × 49 m große Ehrenfeld besteht aus einem rechteckigen unteren Parterre mit einem Mittelweg und einer Lindenallee sowie aus einem halbrunden oberen Parterre, das durch eine Stützmauer



21 Ehrenfeld für die im 1. Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten

mit einbezogener Treppe von dem unteren getrennt ist. In der Mitte des oberen Parterres steht ein 3 m hohes Denkmal aus Muschelkalkstein, das einen monumentalen Altar darstellt, geschmückt mit einer Inschrift und der Abbildung des Löwen als Symbol der ruhenden Kraft. Die einzelnen Grabstätten dieser Abteilung sind gekennzeichnet durch einheitliche, sehr schlichte Grabsteine. Beide Parterres sind als Rasenflächen angelegt. Außer der kleinen Lindenallee stehen in der Anlage mehrere Fliedergruppen.



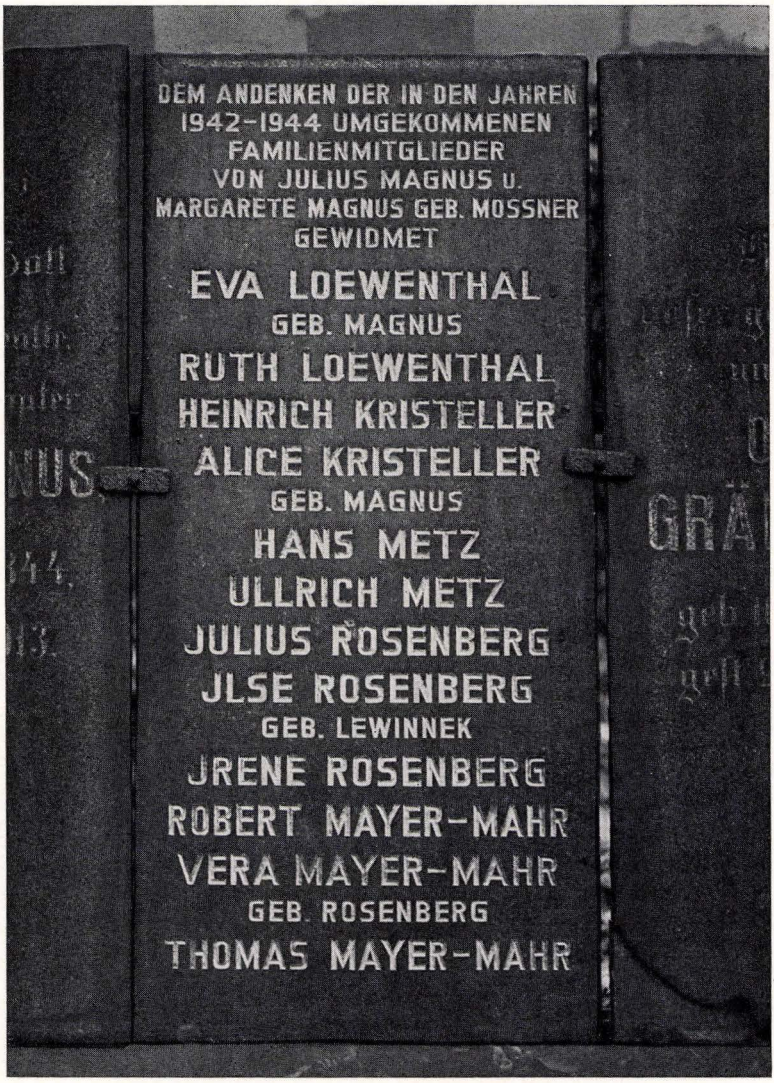
22 Gedenkstein für die im 1. Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten

Unter den zahlreichen Gräberanlagen für Gefallene des 1. Weltkrieges in Berlin dürfte jene auf dem jüdischen Friedhof Weißensee wohl die eindruckstärkste und künstlerisch hervorragende sein.



23 Grabsteine auf dem Urnenfeld der in den Konzentrationslagern umgebrachten Juden

Während der faschistischen Zeit wurde in der Abteilung 7 schließlich auch ein Feld eingerichtet, in dem die Aschen von 809 in den Konzentrationslagern Auschwitz, Buchenwald, Dachau, Mauthausen, Ravensbrück und Sachsenhausen ermordeter Juden beigesetzt worden sind. Auf anderen Grabsteinen des Friedhofes findet man die Namen von Familienangehörigen, die in den faschistischen Konzentrationslagern ermordet wurden, eingemeißelt – zum Gedenken für Einzelne aus der Zahl der tausendfach namenlos gebliebenen jüdischen Opfer dieser einst blühenden Gemeinde.



24 Grabstein mit den nachgetragenen Namen der in den KZ ermordeten Familienangehörigen

Zwischen den Abteilungen 1 und 2 bildet ein etwa 40 m breiter, mit Gehölzen bestandener, unbelegter Geländestreifen eine scharfe Zäsur. Über diesen Streifen soll einmal die jetzige Artur-Becker-Straße aus dem Stadtbezirk Prenzlauer Berg nach Weißensee weitergeführt werden.

In den nach dem 2. Weltkrieg belegten Abteilungen finden wir die Einteilung in Erbbegräbnisse, Wahl- und Reihengräber nicht mehr, wohl aber wurden von der Gemeinde nahe dem Eingang Lichtenberger Straße zwei Sonderfelder eingerichtet, in denen auch nichtjüdische Ehepartner, die während der Verfolgungszeit fest zu ihren jüdischen Frauen und Männern gehalten hatten, beigesetzt werden können.

Als Erster wurde auf diesem Friedhof am 22. September 1880 Louis GRÜNBAUM, ein ehemaliger Bewohner des Altenheimes in der Großen Hamburger Straße, beigesetzt. Sein Grab befindet sich in der Abteilung A unmittelbar hinter dem in der Ehrenreihe beigesetzten Landesrabbiner Dr. h. c. Martin RIESENBURGER. Bis zum November 1926 hatten weitere 72 000 Beisetzungen stattgefunden. Zu diesem Zeitpunkt betrug die Zahl der eingetragenen Mitglieder der Jüdischen Gemeinde zu Groß-Berlin 170 000.

Dem Bestattungswesen des Friedhofes, das einer 18köpfigen Friedhofskommission der Gemeinde unterstand, gehörten damals 67 Beamte und Angestellte, darunter 15 Sargträger, Gruftmacher, Taharafrauen u. a. m. an. 201 weitere Arbeitskräfte waren in der Gärtnerei des Friedhofes und den Pflegebereichen beschäftigt.

In den ersten Jahren der faschistischen Diktatur war der Friedhof für viele jüdische Männer und Frauen, die eine Auswanderung anstrebten, eine Ausbildungsstätte. Sie wurden hier zu Gärtnern umgeschult, damit sie sich so im Ausland eher eine neue Existenz schaffen konnten.

In seinem kleinen Buch „Und das Licht verlöschte nicht" hat der spätere Landesrabbiner Dr. h. c. Martin RIESENBURGER berichtet, wie der Friedhof während des Krieges auch ein letzter Zufluchtsort für die Gehetzten und gleichzeitig Keimzelle für das Wiedererstehen der Jüdischen Gemeinde war. Sehr anschaulich hat Riesenburger darin auch geschildert, wie noch in letzter Minute fliehende SS-Leute in die Friedhofsgebäude, in denen sich die verbliebenen Mitarbeiter des Friedhofes verborgen hatten, eindringen wollten und wie dann endlich am Nachmittag des 23. April 1945 der erste sowjetische Soldat das Tor des Friedhofes durchschritt, von den nunmehr Geretteten weinend umarmt.

Neben der Beseitigung von Kriegsschäden – durch etwa 50 Bombeneinschläge waren immerhin nahezu 4000 Gräber beschädigt oder gar völlig zerstört worden – waren nun viele Juden, die provisorisch an anderen Orten, wie z. B. im Vorgarten des jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Straße beigesetzt worden waren, zum Friedhof umzubetten.

In den ersten Nachkriegsjahren setzte auch die Westberliner Gemeinde ihre Toten noch in Weißensee bei, 1955 weihte sie aber ihren eigenen, von dem Architekten Kurt LECHNITZER und dem Landschaftsarchitekten Bernhard KYNAST gestalteten Friedhof im Stadtbezirk Charlottenburg an der Heerstraße ein.

Die Trauerfeiern in Weißensee führt ein Kantor der Westberliner Gemeinde durch, er regelt den rituellen Ablauf der Feiern und hält auch die Trauerreden. Heute arbeiten auf dem Friedhof 3 Verwaltungsangestellte sowie 11 Arbeitskräfte im Bestattungswesen und in der Grabstätten- und Friedhofspflege. Die Zahl der bis 1980 Beigesetzten beträgt etwa 115 000, aber nur für 1000 Grabstellen gibt es Pflegeaufträge.

In jedem Jahr werden auf den Friedhöfen der Hauptstadt der DDR – Berlin – um-

fangreiche Erneuerungs- und Rekonstruktionsmaßnahmen im Auftrag des Stadtgartenamtes des Magistrats von Berlin durch entsprechende Baubetriebe vorgenommen. So wurden u. a. das Urnenfeld für die KZ-Opfer und das Ehrenfeld für die im 1. Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten wiederhergestellt, neue Beisetzungsflächen hinter der alten Trauerhalle geschaffen, Hauptwege ausgebaut und zahlreiche geschädigte oder durch zu dichten Stand gefährdete Bäume entfernt und damit Arbeiten nachgeholt, die in den vergangenen vier oder fünf Jahrzehnten zwangsläufig hatten vernachlässigt oder aufgeschoben werden müssen. Diese Arbeiten werden seit einigen Jahren durch freiwillige Arbeitseinsätze kleinerer Gruppen Jugendlicher aus verschiedenen kirchlichen Institutionen und Gemeinschaften, wie der Aktion Sühnezeichen oder der niederländischen ökumenischen Gemeinde im Detail ergänzt.
Die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik hat die große Bedeutung der auf ihrem Territorium bestehenden jüdischen Friedhöfe erkannt. Gemäß einem Beschluß des Ministerrates der DDR ist der Friedhof in der Schönhauser Allee als ein Denkmal der Kulturgeschichte in die Zentrale Denkmalliste aufgenommen worden. Der Magistrat der Hauptstadt hat in die Berliner Bezirksdenkmalliste den Gedenkstein für die 50 000 jüdischen Opfer des Faschismus in der Großen Hamburger Straße 26 als Denkmal der politischen Geschichte, den Friedhof selbst im Komplex Große Hamburger Straße – Sophienstraße – Koppenplatz als Denkmal des Städtebaues und der Architektur sowie den Friedhof Herbert-Baum-Straße 45 als Denkmal der Kulturgeschichte vermerkt.
Diese Beschlüsse stellen an die Eigentümer bzw. Rechtsträger ebenso wie an die zuständigen staatlichen Organe hohe Anforderungen, die es auch in der Zukunft zu erfüllen gilt.

Gräber und Gedenkstätten auf dem Friedhof Herbert-Baum-Straße

Wer an dem Blumenladen vorbei an der Halle entlanggeht, sieht rechts unter alten Bäumen Grabsteine. Es ist die Ehrenreihe (im Lageplan unter A 1 zu finden), die mit den Gräbern der Rabbiner Dr. P. F. FRANKL (1849–1887) und dem Leiter der Berliner Reformgemeinde Immanuel RITTER (1825–1890) beginnt. Hier liegen hervorragende Persönlichkeiten des jüdischen Lebens in Berlin begraben. Auf einige sei besonders hingewiesen.

Leopold LOEWENHERZ (1847–1892). Physiker und Regierungsrat in Berlin, wo er an der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt die technische Abteilung leitete.

David CASSEL (1818–1893). Hebraist. Er promovierte 1842 in Berlin, erwarb anschließend das Rabbinerdiplom und leitete von 1846 bis 1879 die „Dina-Nauensche-Erziehungsanstalt für Waisenkinder". Gleichzeitig lehrte er an jüdischen Schulen und verfaßte Lehr- und Wörterbücher, darunter eine Geschichte der jüdischen Literatur. 1872 wurde David Cassel an die im gleichen Jahr in Berlin gegründete Hochschule für die Wissenschaft des Judentums berufen.

Julius LOEWENBERG (1800–1893). Schriftsteller. „Er erfreute sich der besonderen Freundschaft Alexander von Humboldts, aus dessen Leben er viele Erinnerungen veröffentlichte", bemerkt Martin RIESENBURGER (1896–1965), der am Ende dieser

Ehrenreihe bestattet ist. Zu seinem Nachlaß gehört ein Manuskript mit biographischen Notizen über rund 80 namhafte, auf diesem Friedhof beerdigte Persönlichkeiten.

Louis LEWANDOWSKI (1821–1894). Komponist und Chordirigent. Der Hochbegabte wanderte als mittelloser Junge aus seinem Geburtsort Wreschen nach Berlin ein, wo ihn Alexander Mendelssohn förderte, ein Enkel von Moses Mendelssohn. So wurde LEWANDOWSKI als erster Jude Eleve an der Akademie der Künste. Aron FRIEDMANN berichtet in seiner Studie „Der synagogale Gesang" (1908), die eine Biografie LEWANDOWSKIS enthält, von der Aufnahmeprüfung der Akademie. Sie „dauerte zwei Tage. Lewandowski mußte in der Klausur zwei Chöre geistlicher Richtung komponieren, ein von einem anderen angefangenes Streichquartett vollenden und ein für Pianoforte komponiertes Stück für großes Orchester bearbeiten".

Seit 1840 war LEWANDOWSKI Chordirigent in der Synagoge Heidereutergasse und wirkte seit 1866 in der Neuen Synagoge Oranienburger Straße. Sein Hauptverdienst ist die Reform des liberalen jüdischen Gottesdienstes. „Seine Werke fanden Eingang in alle jüdischen Gemeinden der Welt." (RIESENBURGER)

Louis LEWANDOWSKI, zu Lebzeiten hochgeehrt, starb nur wenige Wochen nach dem Tode seiner Frau. Ihr gemeinsamer Grabstein trägt die Worte: „Liebe macht das Lied unsterblich."

Moritz STEINSCHNEIDER (1816–1907). Begründer der wissenschaftlichen hebräischen Bibliographie. In einem Beitrag für eine Enzyklopädie veröffentlichte er 1850 die erste Darstellung der jüdischen Literatur. STEINSCHNEIDER katalogisierte von 1852 bis 1860 die hebräischen Drucke der Bodleyana (Oxforder Universitätsbibliothek) und verfaßte die Kataloge der hebräischen Handschriften in den Bibliotheken Leiden, München, Hamburg und Berlin. Als STEINSCHNEIDERS Hauptwerke gelten die Historiographie der jüdischen Ärzte des Mittelalters, „Die arabische Literatur der Juden" (1902), „Die Mathematik bei den Juden" (1901). Von 1858 bis 1882 gab er die Zeitschrift „Hebräische Bibliographie" heraus. STEINSCHNEIDER war seit

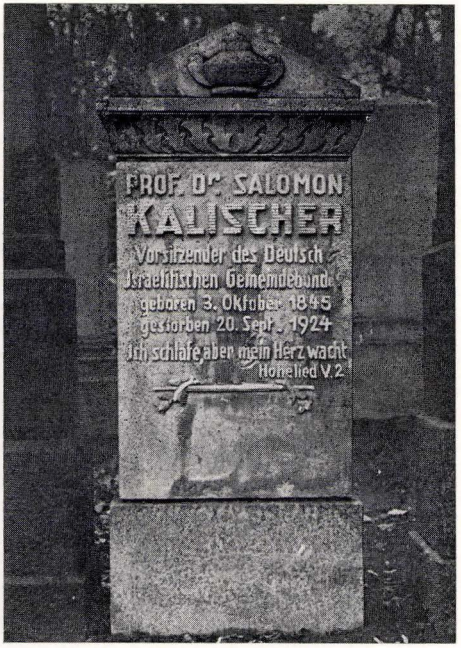


25 Moritz Steinschneider

1859 Dozent an der Veitel-Heine-Ephraim-Stiftung in Berlin und leitete von 1869 bis 1890 die Töchterschule der jüdischen Gemeinde; gleichzeitig war er Hilfsarbeiter an der königlichen Bibliothek in Berlin, der heutigen Deutschen Staatsbibliothek.
Heymann STEINTHAL (1823–1899). Philosoph. Er lehrte seit 1850 Sprachwissenschaft an der Berliner Universität, wo er 1855 Professor für allgemeine Sprachwissenschaft wurde. 1872 übernahm er an der soeben gegründeten Hochschule für die Wissenschaft des Judentums den Lehrstuhl für Bibelwissenschaft und Religionsphilosophie. Zusammen mit Moritz Lazarus (1824–1903) begründete STEINTHAL die wissenschaftliche Völkerpsychologie und war Herausgeber der „Zeitschrift für Völker-Psychologie und Sprachpsychologie". Seine Hauptwerke sind „Der Ursprung der Sprache" (1851), „Grammatik, Logik und Psychologie" (1855) und „Über Juden und Judentum" (1907).
Salomon KALISCHER (1845–1924) war Professor an der Technischen Hochschule Berlin und von 1912 bis zu seinem Tode Präsident des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes.



26 Dr. Heyman Steinthal



27 Grabstein Prof. Salomon Kalischer mit Abbildung einer antiken Öllampe

Karl Emil FRANZOS (1848–1904). Schriftsteller. Er wollte Sprachwissenschaftler werden, bekam aber in Österreich, wo er 1871 als Sprecher progressiver Studenten vor Gericht stand, aus politischen Gründen und wegen seiner Konfession keine Anstellung im Staatsdienst. 1872 wurde FRANZOS Feuilletonredakteur, veröffentlichte erste Skizzen und Erzählungen und unternahm als Journalist ausgedehnte Reisen durch Mit-



28 Karl Emil Franzos

teleuropa und den Orient. 1887 übersiedelte FRANZOS, dessen Vorfahren als Wachsfabrikanten um 1770 aus Lothringen nach Polen ausgewandert waren – daher sein Familienname – nach Berlin. Hier war er vor allem als Journalist, Herausgeber und Verleger tätig. FRANZOS, der zeitlebens den revolutionären Traditionen seines Geburtsjahres treu blieb, schrieb:
„Ich ziehe Schlüsse aus Tatsachen, die mir als Wahrheit feststehen, voll und ganz, ich fälsche keine Tatsachen, um Schlüsse daraus ziehen zu können."
Sein bedeutendstes Werk ist der Roman „Der Pojaz" (1905), der Lebensweg eines jungen Juden, der immer wieder versucht, sich aus den Fesseln des galizischen Gettos und von der demütigenden Zurücksetzung durch die bürgerliche Gesellschaft zu befreien. Weil damals in Deutschland die antisemitischen Einflüsse zu stark waren, erschien „Der Pojaz" zuerst in Rußland. In der DDR sind mehrere Werke von FRANZOS in Einzelausgaben und Sammelbänden veröffentlicht, z. B. „Vom Don zur Donau" (1970). Auf seinem Grabstein stehen die Verse: „Wär' dein auch alle Erdenpracht / Und aller Weisheit Blüte / Das, was zum Menschen erst dich macht / Ist doch allein die Güte."

Hermann STAUB (1856–1904). Jurist. Er war namhafter Anwalt, Mitbegründer und Mitherausgeber der „Juristischen Wochenschrift". Seine Kommentare zum Handelsgesetzbuch und zum G.m.b.H.-Gesetz wiesen der Kunst der wissenschaftlichen Auslegung neue Wege. Sie wurden zum Typ der deutschen rechtswissenschaftlichen Kommentare und machten STAUB berühmt. An seinem Grab entstand als Bonmot seiner Freunde: „Hier liegt Staub – Kommentar überflüssig."

Eduard BANETH (1855–1930). Talmudforscher und Professor an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. „Er zählte zu den geachteten Talmud-Gelehrten und bildete eine ganze Rabbiner-Generation heran." (RIESENBURGER)

Max HIRSCH (1832–1905). Nationalökonom und Sozialpolitiker. Nach dem Muster der englischen Gewerkschaftsbewegung, die er bei einer Studienreise kennengelernt hatte, gründete HIRSCH zusammen mit Franz Duncker, dem Berliner Verleger und Herausgeber der fortschrittlichen „Volkszeitung", 1868 den Verband der deutschen Gewerkvereine, bekannt unter dem Namen Hirsch-Dunckersche Gewerkschaften. Max HIRSCH, der von 1869 bis 1893 Reichstagsmitglied war, ging von dem Gedanken einer natürlichen Harmonie zwischen Kapital und Arbeit aus. Er wollte die ökono-

mische und soziale Stellung des Arbeiters innerhalb der kapitalistischen Ordnung verbessern, nicht durch ihre Überwindung. Das war vor allem der Grund, weshalb die Gewerkvereine geringen Einfluß auf die Arbeiterbewegung hatten.



29 Dr. Max Hirsch



30 Grabstein von Gustav Karpeles mit aufgesetzter Nachbildung einer antiken Öllampe

Gustav KARPELES (1848–1909). Schriftsteller und Literarhistoriker. Nach dem Studium wurde er Journalist in Breslau, war später Redakteur bei „Westermanns Monatsheften" und übernahm 1890 die „Allgemeine Zeitung des Judentums". Mit zwanzig Jahren schrieb KARPELES sein erstes Büchlein über Heinrich Heine. Seine letzte Schrift heißt „Heinrich Heines Memoiren". Dazwischen liegen zahlreiche Veröffentlichungen über Heine, dessen Werke KARPELES 1887 in einer kritischen Gesamtausgabe veröffentlichte. Unter den vielen Arbeiten dieses fleißigen Mannes, der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur begründete, seien erwähnt „Frauen in der jüdischen Literatur" (1870), „Geschichte der jüdischen Literatur" (1885), „Heine und seine Zeitgenossen" (1887), „Goethe in Polen" (1890), „Allgemeine Geschichte der Literatur" (1891) und „Literarisches Wanderbuch" (1898). „Er war ein guter Mensch", heißt es im Nachruf der Zeitschrift „Ost und West". „Sein Herz war der Quell seiner Weisheit" steht auf dem Grabstein, der dem Betrachter durch seine kunstvolle zeitgenössische Gestaltung besonders auffällt.

Max JAFFE (1841–1911). Pharmakologe und Biochemiker. Er promovierte 1852 zum Dr. med. und arbeitete später in der Medizinischen Klinik in Königsberg, wo er Untersuchungen über die Bedeutung wichtiger Substanzen im Körper von Mensch und Tier

begann. Er hatte zusätzlich eine Arztpraxis und war wegen seiner sozialen Haltung als „Armenarzt" weithin bekannt. 1873 übernahm JAFFE als erster Pharmakologe der Universität Königsberg ein Ordinariat dieses bisher nur nebenbei gelehrten Faches. Hauptthemen seiner Forschungen waren die Umwandlung und Entgiftung körperfremder Stoffe im Organismus, der Stoffwechsel körpereigener Substanzen, darunter das Kreatinin, dessen chemischer Nachweis (JAFFES Kreatininprobe) seither mit seinem Namen verbunden ist. Max JAFFE starb während eines Besuches in Berlin.

Hermann MUNK (1839–1912). Physiologe. Sein Forschungsgebiet waren Funktionen des Hirns und der Nervenerregung. Er lehrte seit 1862 an der Berliner Universität als Privatdozent, weil er als Jude keine staatliche Anstellung und den Lehrstuhl bekam. 1880 wurde MUNK Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er war Vorstand des Physiologischen Laboratoriums an der Tierärztlichen Hochschule zu Berlin und schrieb „Untersuchungen über das Wesen der Nervenerregung" (1868) und „Über die Funktionen der Großhirnrinde" (1880).

Keiner der bisher Erwähnten aus der Ehrenreihe A 1 und kaum einer aus der folgenden stammt aus Berlin. Sie kamen aus Polen, Ungarn, Schlesien, Mähren, Galizien und der Ukraine, aber auch aus Baden und Bayern, Riga und Magdeburg, Halberstadt, Gröbzig, Coswig und Zwickau. Zu ihren Lebzeiten entwickelte sich die Residenz zur Weltstadt. Im widerspruchsvollen Berlin sind sie durch ihre Leistungen zu Persönlichkeiten geworden, an die wir denken wollen. Um wieviel ärmer wäre ohne sie das Ansehen dieser Stadt.

Als letzter liegt in der Ehrenreihe A 1 Martin RIESENBURGER (1896 bis 1965). Nach dem Studium der Religionsphilosophie wurde er 1933, nach der Machtergreifung der Nazis, Prediger und Seelsorger im Altersheim der Gemeinde in der Großen Hamburger Straße. Als die Jüdische Gemeinde 1943 aufgelöst wurde, „versetzte" man RIESENBURGER zum Friedhof in Weißensee. Er hat über die hier erlebte Schreckenszeit einprägsam in seinem Buch „Das Licht verlöschte nicht" (Berlin 1960) berichtet. Nach der Befreiung widmete RIESENBURGER seine Kraft dem Neuaufbau der Berliner Jüdischen Gemeinde, die sich 1953 spaltete. Die Entwicklung der Jüdischen Gemeinde in der Hauptstadt der DDR ist im wesentlichen RIESENBURGERS Initiative zu verdanken. Die Ernennung zum Gemeinderabbiner verband er 1953 mit der Einweihung der



31 Landesrabbiner Dr. h. c. Martin Riesenburger

wiederhergestellten Synagoge Rykestraße, der er den Namen „Friedenstempel" gab. Martin RIESENBURGER weihte auch die Synagogen in Dresden, Erfurt, Halle und Magdeburg. An seinem 65. Geburtstag wurde er mit dem Vaterländischen Verdienstorden in Gold und der Ehrendoktorwürde der Humboldt-Universität ausgezeichnet.

Wir sind an einem Ehrenplatz angelangt, an dem sich das Grab von Herbert BAUM befindet. „Er war ein vorbildlicher Kämpfer gegen Krieg und Faschismus" lautet die Inschrift.

Herbert BAUM (1912–1942) war der Sohn eines Buchhalters und besuchte bis 1928 eine Realschule in Berlin. Von 1928 bis 1931 lernte er bei einem Berliner Handwerksmeister den Beruf eines Elektrikers, konnte sich aber nicht weiterbilden, weil er wegen seiner jüdischen Herkunft von Abendkursen für Elektroingenieure ausgeschlossen wurde.
Herbert BAUM und seine spätere Frau Marianne waren in der „Deutsch-Jüdischen Jugendgemeinschaft" organisiert. Später leitete Herbert BAUM im „Bund Deutsch-Jüdischer Jugend" Kindergruppen an. 1931 wurde er Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes Deutschlands (KJVD). Als Angehörige der illegalen Leitung des Unterbezirks Südost des KJVD wirkten Herbert und Marianne BAUM seit 1935/36 in verschiedenen jüdischen Jugendorganisationen, um im Sinne der Brüsseler Konferenz der KPD eine breite Volksfront aller Hitlergegner zu schaffen. Es gelang ihnen, eine antifaschistische Widerstandsgruppe zu gründen, der neben weiteren Jungkommunisten eine beträchtliche Zahl junger jüdischer Antifaschisten angehörte und die eng verbunden war mit der illegalen Berliner Parteiorganisation der KPD. Nachdem das Ehepaar seit 1941 in der sogenannten „Judenabteilung" eines Rüstungsbetriebes arbeiten mußte, gewann es weitere junge jüdische Zwangsarbeiter für den illegalen Kampf.
Als am 8. Mai 1942 im Berliner Lustgarten die Hetzausstellung „Das Sowjetparadies" eröffnet wurde, entschlossen sie sich, ein Signal des Widerstandes und der Freundschaft der deutschen Antifaschisten zur Sowjetunion zu geben. Es gelang, in der Ausstellung einen Brand zu legen. Vier Tage später wurden Herbert und Marianne BAUM und weitere Mitglieder der Gruppe verhaftet. Am 30. Mai 1942 eröffnete SS-Obersturmbannführer Eichmann den Vertretern der „Reichsvereinigung der Juden" in Berlin, „daß im Zusammenhang mit einem Anschlag auf die Ausstellung ‚Das Sowjetparadies' in Berlin, an dem fünf Juden aktiv beteiligt waren, fünfhundert Juden in Berlin festgenommen, davon 250 erschossen und 250 in ein Lager abgeführt worden sind, daß weitere Maßnahmen dieser Art zu erwarten sind, falls noch einmal ein Sabotageakt vorkommen sollte, an dem Juden beteiligt sind". Unter den sofort Ermordeten befand sich der Oberkantor der Berliner Jüdischen Gemeinde Hanns John.
Am 11. Juni 1942 wurde Herbert BAUM im Untersuchungsgefängnis ermordet. Marianne BAUM und 26 weitere Angehörige der Gruppe wurden 1942/43 hingerichtet. „Sie sind im Kampf für Frieden und Freiheit gefallen" ist auf der Rückseite des Steins zu lesen. Eine Namensliste, die durch die Altersangaben besonders erschüttert. Die meisten waren zwischen 19 und 23 Jahren alt.
1949 gelang es, auf dem Friedhof in Marzahn das Grab von Herbert BAUM zu finden. Die Leiche wurde am 8. September 1949 exhumiert und auf dem Friedhof in Weißensee beigesetzt. Die zum Friedhof führende Lothringenstraße wurde in Herbert-Baum-Straße umbenannt.



32 Rückseite des Ehrensteines für den Antifaschisten Herbert Baum

An dieser Stelle sei einer politischen Aktion auf diesem Friedhof gedacht, an der Herbert und Marianne BAUM und die ebenfalls später hingerichteten Gerd MEYER und Heinz ROTHOLZ teilnahmen. Am 3. Mai 1940 war im Konzentrationslager Buchenwald Rudi ARNDT ermordet worden, das ehemalige Mitglied des Zentralkomitees des KJVD. Erst im Oktober wurde seinem Vater die Urne ausgehändigt, „und erst einen Tag vor der Beisetzung erfuhren wir davon", berichtet Ilse Haak (heute Stillmann) in ihren Erinnerungen. „Wir verabredeten uns im Betrieb, entschuldigten uns von der Arbeit und benachrichtigten alle erreichbaren Genossen, daß sie an der Feier zur Beisetzung teilnehmen sollten. Nachdem der jüdische Geistliche seine Rede gehalten hatte, versicherte ich im Namen der Genossen, daß Rudis Vermächtnis in uns weiterleben wird und wir uns verpflichten, nicht zu ruhen, bis unser Ziel erreicht ist." Nach Kriegsende wurde die Urne von Rudi ARNDT in die Gedenkstätte für die Sozialisten in Berlin-Friedrichsfelde umgebettet.

Im nächsten Abschnitt der Ehrenreihe – es ist das Feld G 1 – finden wir die Gräber weiterer bedeutender Menschen.
Martin PHILIPPSON (1846–1916). Historiker und Fürsorger. Er habilitierte sich 1871 in Bonn als Professor für neuere Geschichte und wurde 1875 als Professor nach Brüssel berufen, wo er 1890 Rektor der Universität wurde. Bald darauf übersiedelte PHILIPPSON nach Berlin. Hier veröffentlichte er seine dreibändige „Neueste Geschichte des jüdischen Volkes" (1907/11) und wirkte am Gesamtarchiv der deutschen Juden in Berlin, das Urkunden und Akten der jüdischen Gemeinden, Verbände, Vereine und Stiftungen in Deutschland sammelte, literarische Nachlässe aufbewahrte und Familienpapiere und andere für die Geschichte der Juden bedeutsame Dokumente. Diese Einrichtung bestand von 1905 bis 1943. Martin PHILIPPSON ist der Begründer der Arbeiterkolonie in Weißensee bei Berlin, mehrerer Fürsorgeanstalten und der Erziehungsanstalt für schwachsinnige Kinder in Beelitz.

Josef ESCHELBACHER (1848–1916). Rabbiner. Von 1876 bis 1900 war er Rabbiner in Bruchsal, wo er den Landesverein zur Erziehung jüdischer Waisen gründete. 1900 wurde er als Rabbiner für die Synagogen mit altem Ritus nach Berlin berufen. Zu seinen Veröffentlichungen zählen „Das Judentum und das Wesen des Christentums" und „Das Judentum im Urteil der modernen protestantischen Theologie". Seine Frau Ernestine ESCHELBACHER (1858–1931) war führend in der jüdisch-sozialen Frauenarbeit tätig.

Josef STIER (1843–1919). Rabbiner. Er wirkte von 1871 bis 1890 als Rabbiner in Steinamanger (Ungarn) und anschließend in Berlin. Er schrieb u. a. „Priester und Propheten".

Wir kommen nun zu einem Grab, dessen äußere Gestalt den Besucher am meisten an alte jüdische Friedhöfe erinnert.
Hermann COHEN (1842–1918). Philosoph. COHEN ist der Gründer der sogenannten Marburger Schule des Neukantianismus. Er lehrte seit 1873 in Marburg als Privatdozent, wo er 1876 Professor wurde und bis 1912 tätig war. In seinen letzten Lebensjahren hielt er an der Berliner Hochschule für die Wissenschaften des Judentums Vorlesungen über allgemeine und jüdische Philosophie. Zu seinen Hauptwerken zählen „Die Religion der Vernunft aus den Quellen des Judentums" (1919), „Deutschtum und Judentum" (1916) und „Der Begriff der Religion im System der Philosophie"

(1915). Seine „Jüdischen Schriften" wurden 1924 in drei Bänden herausgegeben. Auf COHENS Grabstein stehen zweisprachig die Verse: „Platons strahlende Welt und Kants erleuchtete Tiefe / Strahlten dir, Großer, in eins: musisch erklangen sie dir. / An der prophetischen Glut entbrannte die lodernde Fackel: / Sterbliches bargen wir hier, lodere heller, o Glut." (Siehe auch Bild 1.)

Adolf ROSENZWEIG (1850–1918). Rabbiner. Er wirkte als Rabbiner in Pasewalk, Birnbaum und Teplitz und kam 1887 als Rabbiner nach Berlin, wo er als hervorragender Kanzelredner gerühmt wurde. Als Wissenschaftler betätigte er sich auf historischem und archäologischem Gebiet. Er schrieb u. a. „Das Auge in Bibel und Talmud".

Siegmund MAYBAUM (1844–1919). Rabbiner. Er wurde 1881 nach Berlin berufen, wo er als Rabbiner eine führende Stellung einnahm. Seit 1888 lehrte MAYBAUM als Dozent für Homiletik (Predigtlehre) an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Sein Hauptwerk ist die „Jüdische Homiletik" (1890). MAYBAUM war ein berühmter Kanzelredner. Er gründete den Allgemeinen Deutschen Rabbiner-Verband (1884), dessen langjähriger Vorsitzender er war.

Josef Micha BIN GORION (1865 bis 1921). Hebräischer Schriftsteller. Er hieß mit ursprünglichem Namen Berdyczewski und ist einer der Initiatoren und Klassiker der neuen hebräischen Literatur. BIN GORION wurde als Sohn eines orthodoxen Rabbiners in Miedzyborz (Ukraine) geboren und studierte mehrere Jahre an der Talmudschule in Litauen. Nachdem er sich bis 1890 in Odessa abendländische Bildung autodidaktisch angeeignet hatte, studierte er in Breslau, Berlin und Genf, wo er 1896 zum Dr. phil. promovierte. In Berlin lernte er 1899 Rahel Ramberg kennen, die er 1902 heiratete und mit ihr in Breslau lebte. 1911 zog die Familie endgültig nach Berlin, und BIN GORION widmete sich ausschließlich literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Seine Frau, eine hochbegabte Hebraistin, gab ihren Beruf als Zahnärztin auf und wurde seine Über-



33 Micha Josef Bin-Gorion mit der auf den Namen hinweisenden Abbildung eines Löwen

setzerin, „sein Mund" (Moritz HEIMANN). Zusammen mit ihrem Sohn Emanuel führte Rahel BIN GORION die Editionen nach den Plänen ihres Mannes zu Ende und emigrierte 1936 nach Tel Aviv.
BIN GORION schrieb Erzählungen aus dem Leben zweier Generationen des östlichen Judentums („Mirjam", ein Roman-Mosaik, 1921) und förderte kritisch nationale Bestrebungen der jüdischen Jugend durch literarische, politische und theologische Kampfschriften. Von 1921 bis 1925 erschien in Leipzig eine 20bändige Gesamtausgabe seiner hebräischen Schriften.
BIN GORION war darüber hinaus ein Forscher auf dem Gebiet der Ur- und Frühgeschichte des Juden- und Christentums. Am meisten bekannt wurde er als Sammler und Herausgeber der jüdischen Märchen, Legenden und Mythen („Der Born Judas", 1916) und des seit 1912 in mehreren Bänden erscheinenden Standardwerks „Die Sagen der Juden". Die 1978 im Leipziger Insel-Verlag erschienene Neuausgabe des „Born Judas" enthält eine einfühlsame biografische Darstellung, die Emanuel bin Gorion über seinen Vater schrieb.

Philipp BLOCH (1841–1923). Rabbiner. Er wirkte nahezu fünfzig Jahre in Posen und lehrte als Professor an jüdischen wissenschaftlichen Institutionen in Deutschland. Blochs Spezialgebiet war die Geschichte der Philosophie und der Kabbala. Er arbeitete an Winter-Wünsches „Geschichte der jüdischen Literatur" mit und war der langjährige Präsident der Vereinigung liberaler Rabbiner.

Benzion KELLERMANN (1869–1923). Rabbiner. Er lehrte seit 1901 an der Knabenschule der Berliner Gemeinde und wurde 1917 Rabbiner in Berlin.



34 Oscar Cassel

Oscar CASSEL (1849–1923). Rechtsanwalt und Geheimer Justizrat. Er gehörte als freisinniger Abgeordneter von 1903 bis 1919 dem Preußischen Landtag an und wurde 1914 Ehrenbürger der Stadt Berlin. CASSEL gehörte 1901 zu den Gründern des Hilfsvereins der deutschen Juden für notleidende Juden in Osteuropa und war auch Vorsitzender des Verbands der deutschen Juden.

Eugen FUCHS (1856–1923). Jurist und Geheimer Justizrat. Er war Spezialist für Sachenrecht. Sein Hauptwerk „Das Wesen der Dinglichkeit" erschien 1888. FUCHS war von 1896 bis 1911 Vorstandsmitglied der Anwaltskammer und langjähriger Vorsitzender des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

Eugen GOLDSTEIN (1850–1930). Physiker. Er arbeitete in der Berliner Sternwarte und richtete nebenbei das Physikalische Kabinett der „Urania" ein, einer 1888 in Berlin eröffneten populärwissenschaftlichen Vereinigung. GOLDSTEINS Idee, dem interessierten Laien Gelegenheit zum Selbstexperimentieren zu geben, wurde später vom Deutschen Museum in München übernommen. In einer Mietwohnung in Berlin-Schöneberg richtete sich GOLDSTEIN ein Laboratorium ein, wo er bis 1927 mit einem Laboranten unermüdlich experimentierte, den knappen Etat aus eigener Tasche vergrößernd. Zeitgenossen lobten GOLDSTEINS Fähigkeit, mit sehr einfachen Geräten wertvolle Entdeckungen zu machen. Eugen GOLDSTEIN arbeitete vor allem auf dem Gebiet der elektrischen Strahlung und Spektralanalyse. Dabei hat er wichtige Grundlagen für die spätere Entwicklung der Atom- und Kernphysik geliefert. Goldstein ist der Entdecker der Kanalstrahlen (1886), die aus der Rückseite einer durchbohrten Kathode austreten. Die Ablenkung der Kanalstrahlen in elektrischen und magnetischen Feldern führte zur Entdeckung der Isotope und zur Entwicklung der Massenspektrometer. Die elektrische Ablenkung der Kathodenstrahlen – die Bezeichnung „Kathode" stammt von GOLDSTEIN – ermöglicht, daß auf dem Bildschirm ein Fernsehbild entsteht.

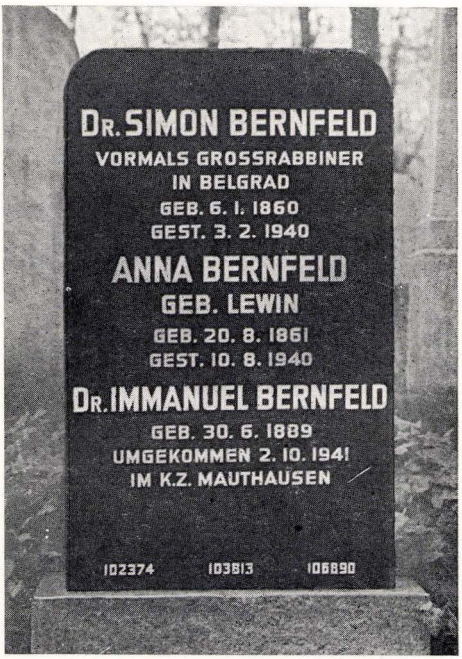
Eugen CASPARY (1863–1931) war der Organisator des jüdischen Wohlfahrtswesens in Berlin. Die Wohlfahrtspflege war bis 1914 in Deutschland unbedeutend und wurde fast ausschließlich ehrenamtlich ausgeführt. Dann aber wurde sie durch Einsatz geschulter Kräfte besonders in den Großgemeinden ein Bestandteil der Gemeindeverwaltung. 1917 gründete CASPARY die Zentralwohlfahrtsstelle der deutschen Juden, in der die Landes-und Provinzialverbände zusammengeschlossen waren. Er leitete sie bis 1926.



35 Grabstein des Malers Lesser Ury

Lesser URY (1861–1931). Maler und Grafiker. Nach der Lehrzeit in einer Berliner Konfektionsfirma verließ URY mit 17 Jahren Beruf und Stadt, studierte in Düsseldorf, Brüssel und Paris Malerei und kehrte 1887 nach Berlin zurück, wo er Mitglied der Berliner Sezession wurde. URY lebte dreißig Jahre wie ein Einsiedler in seinem Atelier am Nollendorfplatz. 1921 ernannte ihn die Berliner Sezession zum Ehrenmitglied („Ein Künstler, der sein Leben lang ohne Rücksichten auf Modeströmungen und Tageserfolge unbeirrt seinen eigenen Weg geht, ist uns ein Vorbild"). Dennoch blieb gültig, was URY über sich für „Das geistige Berlin", ein Künstler- und Gelehrtenlexikon, schrieb: „Ich . . . habe viele Feinde und wenig Freunde." Lesser URY gehört mit seinen Landschaften, Großstadtbildern und Stilleben zu den Wegbereitern und Meistern des deutschen Impressionismus. Die neuen Lichter der Großstadt, die Autoscheinwerfer, die beweglichen Reklamen elektrisierten seine Kunst, in der auch die Schatten farbig leben. URY malte gegen Ende des Jahrhunderts Monumentalbilder mit alttestamentarischen Themen („Jerusalem", „Der Mensch") und ist auch für seine Porträts und Interieurs berühmt. Über die Hälfte seines Gesamtwerks wurde in der Nazizeit zerstört.

Leo BAECK (1873–1956). Rabbiner. Er amtierte seit 1912 in Berlin und war Präsident der im Herbst 1933 gegründeten Reichsvertretung der deutschen Juden. BAECK lehrte an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und schrieb u. a. „Wesen des Judentums" (1905), „Wege im Judentum" (1933), „Dieses Volk" (1954). BAECK war der angesehenste Repräsentant und geistiger Führer der verfolgten deutschen Juden. Am 28. Januar 1943 wurde er verhaftet und kam in das Konzentrationslager Theresienstadt, wo er die Befreiung durch die Sowjetarmee erlebte. Nach dem Kriege ging Leo BAECK nach London, wo er 1956 starb und begraben liegt. Die Inschrift auf dem Grab seiner Frau Natalie (1878 bis 1937) erinnert an sein Wirken in Berlin. Das Leo-Baeck-Institut (Jerusalem/London/New York) dient der Erforschung und Veröffentlichung von Material über die Geschichte des deutschen Judentums.



36 Dr. Simon Bernfeld

Simon BERNFELD (1860–1940). Großrabbiner, jüdischer Gelehrter und neuhebräischer Schriftsteller. Er promovierte an der Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und ging 1886 als Großrabbiner nach Belgrad. Seit 1894 lebte er in Berlin. Von 1913 bis 1923 war er Redakteur des Berliner Jüdischen Gemeindeblattes und gab zusammen mit Leo BAECK und Ismar Elbogen „Die Lehren des Judentums" heraus. Als seine Hauptwerke in

deutscher Sprache gelten „Juden und Judentum im 19. Jahrhundert" (1898), „Die jüdische Literatur" (1921) und die Bibelübersetzung (1927). In hebräischer Sprache erschien in vier Bänden „Buch der Tränen" (1924/26), eine Quellensammlung über Judenverfolgungen. BERNFELDS Sohn Immanuel wurde 1941 im Konzentrationslager Mauthausen ermordet. Seine Asche ist im Grab der Eltern beigesetzt.

Leo GOLLANIN (1872–1948). Er lebte seit 1894 in Berlin als Konzertsänger und wurde 1924 Oberkantor der Synagoge Oranienburger Straße. „Er war ein gefeierter Chasan (Kantor) der Berliner Gemeinde und hervorragender Lehrer einer Kantoren-Generation." (RIESENBURGER).

Lothar BRIEGER (1879–1949). Kunsthistoriker und Schriftsteller. Er lehrte Kunstgeschichte und verfaßte u. a. „Altmeister der deutschen Malerei" (1913) und Einzeldarstellungen über Graphik, Aquarell und Pastell.

Louise SALINGE (1872–1954). Ihre Grabinschrift erläutert ihr Wirken: „Oberin des Krankenhauses der Jüdischen Gemeinde zu Berlin".



37 Oberkantor Gollanin

Grabinschrift auf dem
Friedhof Herbert-Baum-Straße

Begrabe dein eigenes Leben
In anderer Herz hinein,
So wirst du, ob auch ein Toter,
Ein ewig Lebender sein!

Der weiträumig angelegte Friedhof ermöglicht Rundgänge zu bemerkenswerten Grabstellen. Einige solcher Wege seien hier empfohlen.

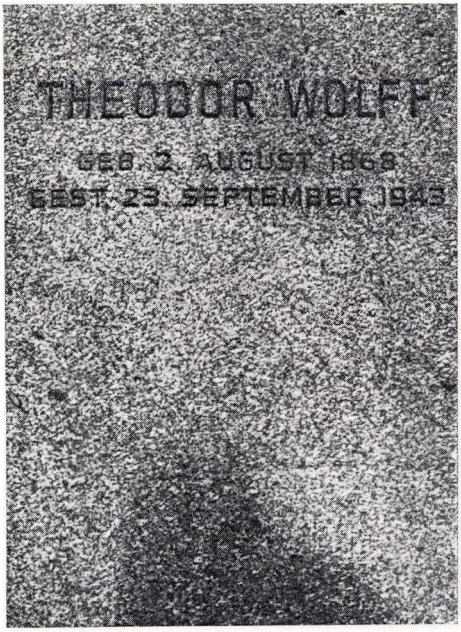
Wer am Ende der Ehrenreihe A 1 neben dem Grabe RIESENBURGERS in den Weg zwischen den Feldern A 1 und D 1 einbiegt, findet als erstes Grab der Reihe 2 von

A 1 (die Ehrenreihe zählt nicht mit) das von Isidor KASTAN (1840–1931). Nach kurzer Wirksamkeit als Arzt wurde er Journalist, betätigte sich literarisch und leitete im „Berliner Tageblatt" die Innenpolitik. KASTAN gehört zu den Anregern des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, der 1893 zur Verteidigung der bürgerlichen Rechte der Juden gegründet worden war. KASTANS Name bleibt mit einem Theaterskandal verbunden, der sich am 20. Oktober 1889 mittags im Lessingtheater zutrug, als der Verein Freie Bühne das Drama des unbekannten Gerhart Hauptmann „Vor Sonnenaufgang" uraufführte. Schon vorher war die Buchausgabe erschienen. Die Unruhe, die das naturalistische Stück im Publikum auslöste, erreichte im fünften Akt ihren Höhepunkt. Als auf der Bühne nach einer Hebamme gerufen wurde, holte im Parkett Dr. KASTAN eine mitgebrachte Geburtszange heraus und schwenkte sie über seinem Kopf. Auf die Bühne geworfen – wie Anekdoten behaupten – hat er sie nicht. „Rasender Tumult erhob sich", berichten Augenzeugen. Der Verein Freie Bühne schloß KASTAN aus, mußte ihn aber durch Gerichtsbeschluß wieder aufnehmen, als KASTAN klagte. Nun gab er von sich aus die Mitgliedschaft zurück und bat, als man ihm daraufhin den Eintrittsbeitrag erstatten wollte, man möge das Geld einem Verein zur Besserung von Gewohnheitstrinkern überweisen; damit spielte KASTAN auf das Drama an. – Als Kenner der Hauptstadt veröffentlichte Isidor KASTAN seine Erinnerungen „Berlin wie es war" (1919) und „Kastans Panoptikum" (1924), dessen Titel an das damals weit über Berlin hinaus bekannte Wachsfigurenkabinett von F. Castan erinnern sollte.

Im ersten Grab der Reihe 4 von A 1 liegt Ludwig HOLLÄNDER (1877–1936), der als Jurist, Redner und Journalist um die soziale und ideelle Anerkennung der deutschen Juden bemüht war. Seit 1900 wurde er führend im Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens tätig, dessen Direktor er von 1908 bis 1933 war. HOLLÄNDER gründete 1919 den Philo-Verlag, der in zwanzig Jahren über hundert Bücher veröffentlichte, darunter das „Philo-Lexikon, Handbuch jüdischen Wissens" und den „Philo-Atlas, Handbuch für die jüdische Auswanderung", das letzte jüdische Buch, das in Deutschland erschien (8. 11. 1938). Unmittelbar nach der „Kristallnacht" wurde der Philo-Verlag von der Gestapo geschlossen.

Am Anfang der Reihe 10, am Wegrand bestattet liegt Theodor WOLFF (1868–1943). Er schrieb seit 1894 für das „Berliner Tageblatt", das er seit 1906 als Chefredakteur leitete. Zuvor war er zwölf Jahre lang Pariser Korrespondent der Zeitung gewesen („Pariser Tagebuch", 1908) und hatte dort gemeinsam mit Zola und Anatole France um die Rehabilitierung des unschuldigen Dreyfuß gekämpft. Theodor WOLFF, dessen TW gezeichnete Leitartikel international beachtet wurden, ist einer der ganz großen Journalisten der Weimarer Zeit. Am Tage nach der Machtergreifung Hitlers schrieb WOLFF einen Leitartikel („Es ist erreicht") gegen die neue Diktatur und erwähnte den Widerstand, der im Volk erwachsen würde. In der Nacht des Reichstagsbrandes gelang ihm die Flucht. Im Mai 1933 brannten WOLFFS Schriften auf dem Scheiterhaufen mit der Begründung: „Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung . . ." – WOLFF hat Romane geschrieben und Theaterstücke, die Max Reinhardt in Berlin erfolgreich aufführte. Seine publizistischen Bücher (z. B. „Der Krieg des Pontius Pilatus", Zürich 1934) verdienen auch wegen ihrer hervorragenden Sprachkunst Beachtung. Als Mitglied des Vereins Freie Bühne trug WOLFF entscheidend dazu bei, daß sich der Naturalismus mit Ibsen, Strindberg und Hauptmann in

Deutschland durchsetzte. Er hat auch als liberaler Politiker seine Verdienste. 1943 wurde Theodor WOLFF in Nizza verhaftet und der Gestapo übergeben, die den 75jährigen monatelang durch Gefängnisse und Konzentrationslager bis nach Sachsenhausen schleppte. Von dort kam der Mann, der „fast 27 Jahre lang so etwas wie eine hauptstädtische Institution gewesen war" (Köhler), sterbend wieder nach Berlin, wo er nach drei Tagen im Jüdischen Krankenhaus verschied.



38 Theodor Wolff



39 Samuel Bellachini

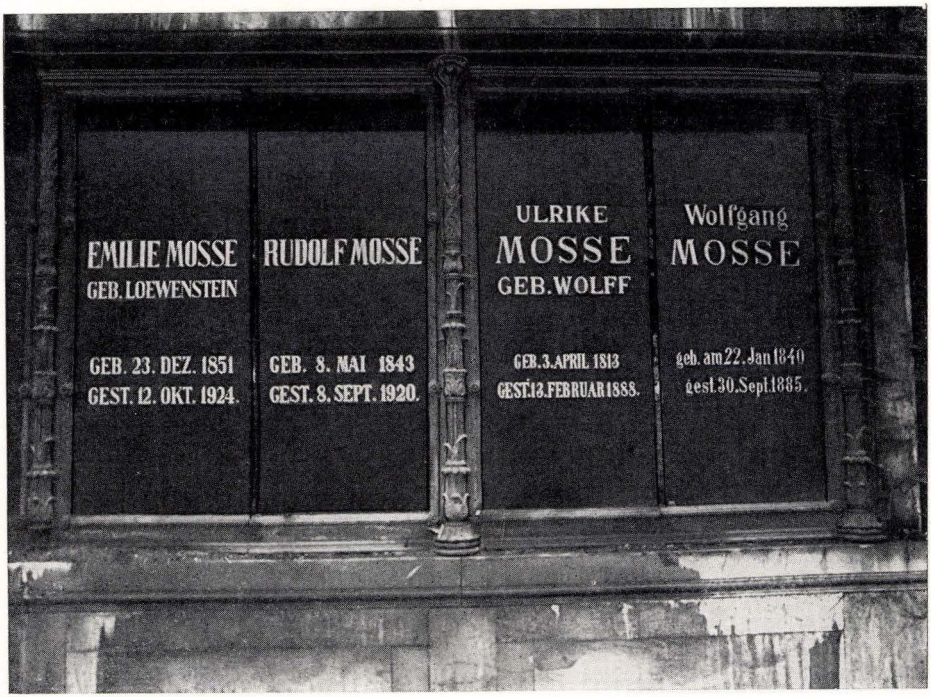
In Reihe 28 ist vorn als Erster Eduard JACOBSOHN (1833–1897) begraben. Er promovierte in Berlin zum Dr. med., übte aber seinen Beruf nicht aus, weil er schon während des Studiums großen Erfolg als Possendichter hatte. 1856 war sein erstes Stück („Bei Wasser und Brot") in Krolls Etablissement uraufgeführt worden. JACOBSOHN ist der Verfasser von „Meine Tante, deine Tante" und „500 000 Teufel", das in Berlin über 300 Aufführungen erlebte. Über hundert seiner Gesangspossen füllten zwischen 1860 und 1890 die Spielpläne der Berliner Privattheater. Neben David Kalisch ist Eduard JACOBSOHN der wichtigste Vertreter der Berliner Lokalposse jener Zeit. Bis heute leben Berliner Redewendungen aus seinen Stücken, darunter „Bangemachen gilt nicht" und „Immer rin ins Vergnügen".

Wer vom Rondell aus zwischen B 1 und E 1 entlanggeht, findet als fünftes Grab in der Reihe 18 von E 1 einen hellen, hohen Stein.
Hier liegt Samuel BELLACHINI (1827–1885). Er hieß eigentlich Samuel Berlach und war der populärste Zauberkünstler im Deutschland des 19. Jahrhunderts. Als „Hofkünstler" steht er im Sterberegister. Man sagt ihm nach, er habe seinen Mangel an Fingerfertigkeit durch Humor ausgeglichen. Jochen Zmeck schreibt (1978) über seinen Kollegen BELLACHINI: „Hunderte von Magiern legten sich nach seinem Tode

seinen Namen zu, und auf vielen Zauberbüchern erschien er ebenfalls. Er war ein Volkskünstler schlechthin. Zwar beherrschte er die deutsche Sprache nur unvollkommen, doch hatte er dafür eine gehörige Portion Mutterwitz und würzte seine Vorstellungen mit derben Späßen. An Zauberapparaten besaß er immer das Neueste und Beste."

Schwerer zugänglich liegt in Reihe 18 im Feld H 1 (von L 1 aus als 15. Grab) der Schriftsteller Robert LINDERER (1824–1886). Er war seit 1866 Mitinhaber der Frankeschen Theateragentur in Berlin und gab die „Neue Schaubühne" heraus. LINDERER schrieb zahlreiche humoristische Stücke, darunter das Singspiel „Unsere Marine" (1886). Das darin enthaltene Flaggenlied „Stolz weht die Fahne schwarz-weißrot auf unsres Schiffes Mast" errang lange nach dem Tode des Verfassers (die Musik stammt von E. F. R. Thiele) ungeheure nationalistische Popularität, die in beiden Weltkriegen besonders genutzt wurde. – LINDERERS jüngerer Bruder Eduard LINDERER (1837–1915) liegt im Feld N 2 begraben. Er war ebenfalls Schriftsteller, schrieb „Im Reich der Komik" (1871/76) und andere satirisch-humoristische Schriften. Beide Brüder waren Söhne des preußischen Hofzahnarztes Linderer, den man zu seiner Zeit den Zahnschmerz-Linderer nannte.

An der Friedhofsmauer, der Abteilung M 1 gegenüber, befindet sich das Erbbegräbnis des Verlegers Rudolf MOSSE (1843–1920). Er begann als Anzeigenwerber und er-



40 Erbbegräbnis Rudolf Mosse

öffnete mit 24 Jahren die „Annoncen-Expedition Rudolf Mosse", damals die erste Einrichtung dieser Art, deren Erfolg es ihm ermöglichte, eine eigene Zeitung zu gründen. MOSSE gehört zu den ersten „rein kapitalistischen Verlegern, deren Gründungen nicht von einer politischen Überzeugung oder verlegerischer Absicht, sondern ausschließlich vom nüchternen kaufmännischen Profitinteresse bestimmt waren." (Annemarie Lange). Ab 1. Januar 1872 erschien das „Berliner Tageblatt", eine bürgerlich-liberale Zeitung von hohem journalistischem Niveau. Der einflußreiche Wirtschaftsteil, das von namhaften Autoren gespeiste Feuilleton und der speziell auf die Hauptstadt des 1871 gegründeten Deutschen Reiches bezogene Charakter machten das „Berliner Tageblatt" zu einer angesehenen Zeitung, die sehr bald 13mal wöchentlich erschien. Mancher Mitarbeiter des „Berliner Tageblatts" liegt auf diesem Friedhof begraben. – MOSSE besaß außerdem eine vielseitige Verlagsbuchhandlung, druckte die gewinnbringenden Adreß- und Telefonbücher, viele Fachzeitschriften und vertrieb den „Rudolf-Mosse-Code" für den internationalen telegrafischen Handelsverkehr. 1889 übernahm der Verlag die „Berliner Morgenzeitung", später die „Berliner Volks-Zeitung" (1904) und das „8-Uhr-Abendblatt". Nicht vergessen sei, daß Rudolf MOSSE in seinem Geburtsort Grätz ein Krankenhaus finanzierte und in Berlin ein Waisenhaus stiftete und unterhielt, in dem über hundert Kinder erzogen werden konnten. Kurz nach Hitlers Machtergreifung wurde der Mosse-Verlag enteignet.

Nur wenige Schritte von seinem Verleger entfernt liegt an der Ecke J 1 / M 1 Siegmund HABER, der Schriftsteller und Humorist. Er war ursprünglich Geschäftsreisender und Handlungsgehilfe und kam 1870 nach Berlin. 1872 engagierte ihn MOSSE bei der Gründung des „Berliner Tageblatts" für die humoristische Donnerstagsbeilage „Ulk". Das daraus entstandene politisch-satirische, lokalhumorvolle Berliner Witzblatt ist HABERs Schöpfung. Er lieferte als Chefredakteur den Textteil zumeist selbst und fing die Atmosphäre des zur Weltstadt wachsenden Berlin ein, verwendete wie einst Glaßbrenner die Sprache des Volkes literarisch und schuf populäre Figuren, den Eckensteher Nunne und die Konfektionsmamsell Paula Erbswurst. HABER veröffentlichte neun Bücher und war nach seinem Tode schnell vergessen. „Ulk" bestand weiter und erschien 1919 zeitweise unter der Leitung von Kurt Tucholsky, dessen Vater auf diesem Friedhof begraben liegt. Der Weg dorthin führt an der Mauer entlang zum Feld T 2.

Wer in entgegengesetzter Richtung an der Mauer zum Tor Herbert-Baum-Straße zurückkehrt, kommt an vielen Erbbegräbnissen vorbei. Im Feld B 1 liegt in der letzten Reihe (22) im zweiten Grab Eugen WOLBE (1873–1938), der berühmte Autographensammler. Er war Professor und lehrte seit 1904 als Gymnasialoberlehrer in Berlin. Unter seinen Büchern ist die „Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg" (1937) besonders wertvoll.

„Viele ungepflegte Hügel auf unserem Friedhof künden heute der Nachwelt, daß von diesen Menschen kein Angehöriger mehr am Leben ist", schreibt Martin RIESENBURGER in „Das Licht verlöschte nicht". „Niemals aber darf von diesen Hügeln geschwiegen werden ... Tag für Tag wurden zahlreiche Menschen auf dem Friedhof eingeliefert, die, innerlich zermürbt, den Freitod den entsetzlichen Qualen, Folterungen und Mißhandlungen vorzogen."
Allein in den Jahren 1941–1943 hatte RIESENBURGER mit wenigen Helfern 1207

durch Freitod Verstorbene zu begraben. Sie befinden sich vor allem in diesem Teil des Friedhofes. „An vielen dieser offenen Gräber habe ich gesprochen, auch geweint und viel nachgedacht."

Am 23. März 1943 wurde hier Martha LIEBERMANN beigesetzt, die 85jährig ihrem Leben ein Ende setzte, als sie deportiert werden sollte. Erst nach Kriegsende konnte sie auf den Friedhof Schönhauser Allee an die Seite ihres Mannes umgebettet werden. „Ich möchte nicht unerwähnt lassen", schreibt RIESENBURGER, „daß jeder Jude, der bis zur Stunde der Befreiung starb, genau nach Vorschrift unserer jüdischen Religion beerdigt wurde."



41 Ferdinand Strassmann



42 Grabstätte der beigesetzten geschändeten Thorarollen

Links an der Mauer gegenüber der Abteilung A 1 ist ein weiterer Ehrenbürger der Stadt Berlin (1915) bestattet, der Mediziner Ferdinand STRASSMANN (1838–1931). Er war Gynäkologe, Universitätsprofessor und Geheimer Sanitätsrat und leitete seit 1915 als Stadtmedizinalrat das Berliner Gesundheitswesen. STRASSMANN war, so heißt es im Nachruf der „Vossischen Zeitung", „einer der Begründer der großen Ärzte- und Gelehrtendynastie gleichen Namens, zu der vor allem noch der Professor der gerichtlichen Medizin Fritz Straßmann und der Gynäkologe Paul Straßmann gehören. Im Tode vorausgegangen sind ihm drei Brüder, die wie er Ärzte waren und von denen Wolfgang (1820–1885) viele Jahre hindurch Stadtverordnetenvorsteher von Berlin gewesen ist." Die Straßmannstraße im Stadtbezirk Friedrichshain, zwischen 1887 und 1898 benannt, ehrt einen dieser Straßmanns oder alle.

Am Ende des Weges erläutert rechts eine Grabinschrift, daß hier beschädigte Thorarollen beerdigt sind. Wie es dazu kam, schildert der damalige Leiter der Friedhofsverwaltung, Landgerichtsdirektor a. D. Arthur Brass. In der Münchener Straße Nr. 37 in Berlin-Schöneberg, wo während des Pogroms im November 1938 die Synagoge nicht verbrannt war, „sollte ein Museum eröffnet werden, in dem man der Bevölkerung in provokatorischer Weise Kultusgut der Juden und Objekte der Freimaurer zeigen wollte". Brass erfuhr im Frühjahr 1943, daß im früheren Krankenheim der Gemeinde Adass Jisroel in der Elsässer Straße 85, dem Sitz des Oberfinanzpräsidenten, 583 Thorarollen und anderes Kultusmaterial gelagert worden waren. Die meisten stammten aus den aufgelösten jüdischen Gemeinden in Preußen.
Zwei Gemeindemitglieder, Selmar Neumann und Willi Schweig, organisierten den sofortigen Transport. Stunden später trafen zwei voll beladene Lastwagen mit den Thorarollen am Friedhofstor ein. „Durchgeführt wurde dieser Transport durch den Spediteur Scheffler, der aus christlicher Gesinnung dafür keine Zahlung entgegennahm. Dem inzwischen verstorbenen Mann gebührt unser besonderer Dank. Das umso mehr, als Scheffler befürchten mußte, daß die Übernahme des Transportes durch einen der NS-Bewegung besonders ergebenen Betriebsangehörigen der Gestapo verraten werden konnte."

Die 583 Thorarollen wurden im Gebäude rechts von der Neuen Halle und auf der Empore der Neuen Halle verwahrt; weit entfernt vom Friedhofseingang. Das erschien angebracht, weil zu jener Zeit alle Beerdigungen von der Halle am Eingang Lothringen Straße aus stattfanden.

Arthur Brass erzählt: „Man muß sich die damalige Lage in Erinnerung rufen. Wir standen inmitten der Deportationen, die täglich jeden von uns erfassen konnten, also auf Abruf. Ständig waren wir den terroristischen Bedrängnissen der Gestapo ausgesetzt. Dazu kamen die Bombenangriffe auf Berlin ... Die Liquidation unserer Gemeinschaft erschütterte uns tief. Neben den Beerdigungsaufgaben hatten wir die Pflicht, das heilige Gut vor Profanierung durch die NS-Schergen zu bewahren. Das hätte nach unserem Religionsgesetz durch Beisetzung der Thorarollen in der jüdischen Erde des Friedhofes geschehen können. Einmal der Erde übergeben, wäre es verboten gewesen – wir Juden gestatten bekanntlich nicht die Exhumierung –, die Thorarollen jemals wieder auszugraben und sie ihrer Bestimmung in Synagogen wieder zuzuführen. Bewußt haben wir uns damals nicht zur Beerdigung der Thorarollen entschlossen, sondern ihre schützende Aufbewahrung für eine von uns erwartete Zeit der Sicherheit der Juden in diesem Lande gewählt. Das war der schwerere, von großer Verantwortung getragene Weg. Ich war überzeugt, daß die NS-Gewaltherrschaft ihrem Ende entgegengehe."
Als bei einem Bombenangriff im Sommer 1943 die Neue Halle Schaden nahm, erschien es notwendig, „nach sachkundiger Prüfung diejenigen Thorarollen auszuscheiden, die Brand- oder sonstige Schäden erlitten hatten". Ein jüdischer Lehrer sah die Rollen durch. „Ihm halfen einige jüdische Jungen in fleißigem Einsatz. Nach Trennung der beschädigten Thorarollen – es waren etwa 90 – wurden ... die einwandfrei gebliebenen Rollen zu den Gebäuden im Eingang Lothringenstraße gebracht" und dort im großen Keller unter der Blumenhalle auf einem dafür hergestellten Holzgerüst gelagert. „Und dort erlebten diese unbeschädigten Thorarollen das Ende der NS-Gewaltherrschaft und den Einmarsch der sowjetischen Truppen."

Diese rund 500 geretteten Thorarollen „gingen an die wiedereröffneten Synagogen in Berlin und in Gemeinden in der Bundesrepublik und anderen Ländern Europas". Damit endet der bislang nur in Zeitungen veröffentlichte Augenzeugenbericht des damaligen Leiters der Friedhofsverwaltung.

Ein anderer Rundgang kann bei K 1 am Rondell beginnen. Er führt geradeaus in Richtung des Ehrenfeldes. Am Ende von C 2 steht der Betrachter vor einem Monument. Es ist wahrscheinlich das kostspieligste Protzmausoleum weit und breit.

Sigmund ASCHROTT (1826–1915) ließ es zunächst für seine Gattin Anna errichten. ASCHROTT war Königlich-Preußischer Geheimer Kommerzienrat und beauftragte für sein Grabmal den Erbauer des Leipziger Völkerschlachtdenkmals, den bedeutenden Denkmalskünstler Bruno Schmitz. Dieser starb ein Jahr nach ASCHROTT und ließ seine Asche in den Rhein streuen.
Das Mausoleum ASCHROTT wurde im 2. Weltkrieg schwer beschädigt und ist heute durch Balken vorm Einsturz gesichert.

In der Abteilung S 2 liegt in dem Erbbegräbnis 1061 der sozialpolitische Schriftsteller Paul NATHAN (1857–1927) begraben. Er war Philanthrop und leitete fast zwanzig Jahre lang zusammen mit Theodor Barth die Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur „Die Nation". NATHAN betätigte sich aktiv im Kampf gegen den Antisemitismus und gab 1894/98 die Schriften von Ludwig Bamberger (1823 bis 1899) in fünf Bänden heraus. 1901 war Paul NATHAN Mitbegründer und bis zu seinem Tode stellvertretender Vorsitzender des Hilfsvereins der deutschen Juden, mit dem er 1921 das Hilfswerk für russische Juden organisierte. Im gleichen Jahr wurde er Mitglied der SPD.

Etwas schwer zugänglich liegen in der Abteilung X 2 die Gräber von Aron FRIEDMANN (Reihe 2) und Georg HUTH (Reihe 4).
Der Oberkantor Aron FRIEDMANN (1855–1936) wirkte über 40 Jahre lang als Kantor der Jüdischen Gemeinde in Berlin und wurde für seine hervorragenden Kompositionen zum Königlichen Musikdirektor ernannt. FRIEDMANN war Meisterschüler an der Akademie der Künste gewesen, auch darin seinem Lehrer Louis LEWANDOWSKI ähnlich, dem er in „Der synagogale Gesang" (1904) ein Denkmal setzte. Von diesem wertvollen, 1908 in zweiter, erweiterter Auflage erschienenen Buch FRIEDMANNS existiert in der DDR nur noch ein Exemplar der Originalausgabe. 1979 erschien das Werk als Reprint in Leipzig.

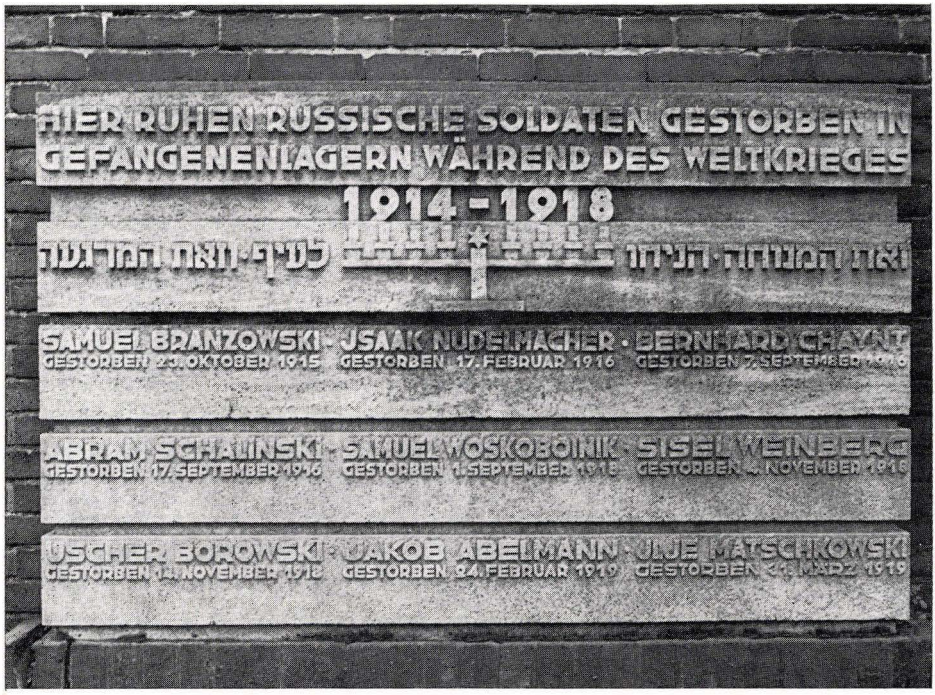
Georg HUTH (1867–1906), Linguist und Asiatologe, war der erste voll ausgebildete Tibetologe und Mongolist an einer deutschen Hochschule. Er studierte seit 1885 an der Berliner Universität und errang 1888 das Mendelssohn-Stipendium. 1897 reiste er im Auftrag der Petersburger Akademie nach Ostsibirien, um unter den Tungusenstämmen am Jenissei linguistische Studien anzustellen. Nach seiner Rückkehr arbeitete HUTH am Museum für Völkerkunde in Berlin.

Links hinter dem Gelände der durch Fliegerbomben zerstörten Neuen Trauerhalle ist nur wenige Schritte von der Ecke D 4 / E 4 entfernt am Anfang der dritten Reihe der Architekt Johann HOENIGER (1850–1913) bestattet. Er war seit 1881 Gemeinde-

Baumeister und schuf die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, die Synagoge Fasanenstraße (1912) und nach eigenem Entwurf die Synagoge in der Rykestraße, den heutigen Friedenstempel der Jüdischen Gemeinde in der Hauptstadt der DDR.

Im Feld L 4 ist der Mediziner Hugo APOLANT (1866–1915) begraben. Seine Hauptwerke beschäftigen sich mit Geschwulstkrankheiten. Seine Frau Jenny APOLANT geb. Rathenau (1874–1925) war Kommunalpolitikerin und 1920 Stadtverordnete in Frankfurt (Main), wo sie die soziale Krankenhausfürsorge einrichtete und alkoholfreie Gaststätten gründete. Jenny APOLANT kämpfte für das Frauenstimmrecht und die Teilnahme der Frau in Gemeindeangelegenheiten. Unter ihren zahlreichen Veröffentlichungen gilt „Stellung und Mitarbeit der Frau in der Gemeinde" (1912) als wichtigste.

Hinter dem „sehenswerten Ehrenfriedhof für die Gefallenen" (Grieben Reiseführer, Berlin 1929) befinden sich weitere Gräber von Opfern des ersten Weltkrieges. An der Mauer von V 4 finden wir eine Gedenktafel für neun russische Soldaten, die als Kriegsgefangene starben. Daneben hat die Jüdische Gemeinde Gera eine Tafel für ihre Soldaten an der Mauer angebracht. Im folgenden Grab liegt Michael BODJAN, ein sowjetischer Soldat, der kurz nach der Befreiung Berlins am 13. Mai 1945 verstarb. „An



43 Ehrenstein für die im 1. Weltkrieg gefallenen russischen Soldaten



44 Grabstelle des Soldaten der Roten Armee Michael Bodjan

einem Ehrenplatz auf unserem Friedhof erhebt sich ein Hügel über seinem Grab, und ein Denkstein kündet seinen Namen", schreibt Martin RIESENBURGER, der den 28jährigen beerdigte.

Wer von hier weitergeht in Richtung J 4 gelangt zu dem Grab des Verlegers Samuel FISCHER (1859–1934). Er kam 1879 über Wien nach Berlin, wurde Buchhändler in der Friedrichstraße, gründete 1886 einen eigenen Verlag und 1889 die Monatsschrift „Die Neue Rundschau". Im gleichen Jahr wurde er Vorstandsmitglied des Vereins Freie Bühne. Den Ehrennamen „Cotta des Naturalismus" verdiente sich FISCHER, weil er die naturalistischen und sozialkritischen Autoren seiner Zeit veröffentlichte, darunter Ibsen, Tolstoi, Dostojewski, Zola und Hauptmann. 1907 gründete er „Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane" und gewann Autoren wie Hofmannsthal, Schnitzler, Hesse, Altenberg, Shaw, Döblin, Freud, Kafka, Kerr, Pasternak, Wassermann, Stefan Zweig und manchen anderen. Zum 70. Geburtstag seines Verlegers sprach Thomas Mann von der „tiefen, seelischen Klugheit dieses Mannes, seinem Wissen um das Notwendige . . ." Das Signet des S. Fischer-Verlages schmückt das Grabmal des bis zu Hitlers Machtergreifung führenden deutschen Verlegers.

Hier sei eines hervorragenden Mitarbeiters im S. Fischer-Verlag gedacht. In Feld P 4 in Reihe 20 liegt als erstes Grab von B 6 aus Moritz HEIMANN (1868–1925). Er war Dichter, Schriftsteller und Essayist, veröffentlichte Novellen, „Prosaische Schriften" (1918) und Aphorismen. Seit 1895 schrieb er für die „Neue (Deutsche) Rundschau" Rezensionen und Essays „von untrüglicher Urteilskraft und stiller Autorität", die nur zum Teil in Buchform gesammelt sind. Von 1896 bis zu seinem Tode arbeitete Moritz HEIMANN als Lektor bei S. FISCHER, wo er sich höchste Verdienste als Entdecker und Förderer neuer Talente erwarb, unter ihnen Thomas Mann, Hermann Hesse, Friedrich Huch, Jakob Wassermann, Wilhelm Lehmann und Oskar Loerke. „So hatte HEIMANN ungenannten, aber maßgebenden Anteil am Werdegang der modernen deutschen Literatur, dem er sein eigenes Schaffen geopfert hat" (Ernst Stein). Über die Möglichkeit, zugleich Deutscher und Jude zu sein, äußerte Moritz HEIMANN: „Es ist nichts Unnatürliches darin, seine Bahn mit zwei Mittelpunkten zu laufen; einige Kometen tun es und die Planeten alle."



45 Samuel Fischer



46 Moritz Heimann

Theobald Tiger (Kurt Tucholsky)

In Weißensee

Da, wo Chamottefabriken stehn
– Motorgebrumm –
da kannst du einen Friedhof sehn,
mit Mauern drum.
Jedweder hat hier seine Welt:
ein Feld.
Und so ein Feld heißt irgendwie:
O oder I . . .
Sie kamen hierher aus den Betten,
aus Kellern, Wagen und Toiletten,
und manche aus der Charité
nach Weißensee,
nach Weißensee.

Wird einer frisch dort eingepflanzt
nach frommem Brauch,
dann kommen viele angetanzt –
das muß man auch.
Harmonium singt Adagio
– Feld O –
das Auto wartet – Taxe drei –
– Feld Ei –
Ein Geistlicher kann seins nicht lesen.
Und was er für ein Herz gewesen,
hört stolz im Sarge der Bankier
in Weißensee,
in Weißensee.

Da, wo ich oft gewesen bin,
zwecks Trauerei,
da kommst du hin, da komm ich hin,
wenns mal vorbei.
Du liebst. Du reist. Du freust dich, du –
Feld U –
Es wartet in absentia
Feld A.
Es tickt die Uhr. Dein Grab hat Zeit,
drei Meter lang, ein Meter breit.
Du siehst noch drei, vier fremde Städte,
du siehst noch eine nackte Grete,
noch zwanzig-, dreißigmal den Schnee –
Und dann:
Feld P – in Weißensee –
in Weißensee.

Als das Gedicht im Mai 1925 in der „Weltbühne" erschienen war, wurde Kurt Tucholsky von jüdischer Seite der Vorwurf gemacht, „geschmacklos, respektlos, verletzend und zynisch" zu sein. (Mary Tucholsky).



47 Grabstelle der Eltern von Kurt Tucholsky

Das Grab der Eltern von Kurt Tucholsky befindet sich im Feld T 2 gegenüber der Mauer. Als nach dem Tode von Alex TUCHOLSKY (1855–1905) das Erbbegräbnis eingerichtet wurde, ahnte niemand, daß die Mutter Doris TUCHOLSKY, eine geborene Tucholski, hier nur ein Symbolgrab finden würde. 1943 wurde die 74jährige nach Theresienstadt deportiert, wo sie ums Leben kam.

Schräg gegenüber an der Mauer befindet sich das Erbbegräbnis des Kommerzienrates Adolf JANDORF (1870–1932). Nach einer kaufmännischen Lehre ging er mit 20 Jahren nach den USA, wo er moderne Verkaufstechniken studierte. 1892 eröffnete JANDORF in Berlin am Spittelmarkt das „Hamburger Engros-Lager", ein Spezialgeschäft für Kurz-, Weiß- und Wollwaren und Tapisserie, das Stammhaus des späteren Warenhauskonzerns. Der rührige Kaufmann JANDORF wurde in den 90er Jahren zum Wegbereiter des modernen Warenhauses nach amerikanischem Vorbild und erreichte mit seinem Warenangebot breiteste Kreise, vor allem Mittelschichten und Arbeiter. Von den fünf Berliner Warenhäusern JANDORFs blieb das Gebäude Brunnenstraße Ecke Veteranenstraße, in dem sich heute das Modeinstitut der DDR befindet, als Gebäude am besten erhalten. 1907 baute JANDORF in einer Wohngegend Wohlhabender, in einem neuen Verkehrs- und Einkaufszentrum der Stadt das „Kaufhaus des Westens" (KaDeWe), das größte Warenhaus Deutschlands.

Fast so dicht beieinander, wie damals die Warenhauskonzerne ihre Neubauten konkurrierend in die Stadtteile setzten – JANDORFs Warenhaus am Halleschen Tor wurde mit dem ganzen Konzern 1926 von Hertie übernommen – befinden sich die Gräber ihrer Gründer auf dem Friedhof. Hermann TIETZ (1837–1907) eröffnete 1882 in Gera die Firma Hermann Tietz, nicht ahnend, daß sich aus dem kleinen Weißwarengeschäft der Warenhauskonzern Hertie entwickeln und später JANDORFs Namen überflügeln würde. 1900 entstand in der Leipziger Straße nahe am Spittelmarkt das erste Hertie-Warenhaus. Nach dem Tode des Gründers übernahm sein Neffe Oskar TIETZ (1858–1923) die Geschäfte. Beider Erbbegräbnis ist in Feld O 2 gegenüber von G 2 leicht zu finden.

Der dritte große Berliner Warenhauskonzern ist eine Gründung der aus Stralsund stammenden Gebrüder Wertheim, die nicht in Weißensee begraben liegen. 1904 ließen sie am Potsdamer Platz von dem damals kaum bekannten Architekten, dem später für Berliner Bauten hochbedeutsamen Alfred Messel (1853–1909) ein Warenhaus errichten, das bis zum 2. Weltkrieg zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt zählte.

Im Feld N 2, als 14. Erbbegräbnis von T 2 / M 2 zu erreichen, ist Meyer HAMBURGER (1838–1903) begraben, der in Berlin Chemie, Physik, Philosophie und Mathematik studierte und später vorwiegend über die Theorie der Differentialgleichungen publizierte. 1879 erhielt er die Genehmigung, zunächst als Privatdozent an der Berliner Technischen Hochschule zu unterrichten, seit 1885 als Professor. HAMBURGER schrieb auch philosophische Abhandlungen und war von 1864 bis zu seinem Tode Oberlehrer an der Knabenschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Etwas überwachsen findet sich gegenüber der Mauer im Feld M 2 der Grabstein von Ludwig JACOBOWSKI (1868–1900). Dichter, Lyriker, Erzähler. Er studierte Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte und erregte mit dem Roman „Werther der Jude" (1892) Aufsehen. In dem Jahrzehnt von 1890 bis zu seinem frühen Tode schrieb JACOBOWSKI 21 literarische Werke, edierte sechs Bücher und verfaßte über hundert journalistische Beiträge. Er gründete den Berliner Klub für Schriftsteller und Künstler „Die Kommenden" und war gemeinsam mit Richard Zoozmann Redakteur des „Zeitgenosse", Berliner Monatshefte für Leben, Kritik und Dichtung der Gegenwart. Auf JACOBOWSKIs Grabstein stehen über der Darstellung einer liegenden Fackel die Worte „rastlos, furchtlos, selbstlos".

Ein anderer Weg zu bemerkenswerten Gräbern führt vom Rondell am Feld K 1 beginnend zwischen P 1 und Q 1. Im achten Erbbegräbnis von Q 1 – von P 1 / T 1 gezählt – liegt der Mediziner Albert FRAENKEL (1848–1916). Er lehrte seit 1884 in Berlin als außerordentlicher Professor und wurde 1890 Direktor der inneren Abteilung des Urban-Krankenhauses im Stadtbezirk Kreuzberg. FRAENKEL war ein überaus erfolgreicher und gesuchter Internist. Er hat im wesentlichen die moderne Strophantintherapie inauguriert und ist der Entdecker des Erregers der Lungenentzündung (Pneumococcus). 1884 gelang FRAENKEL der Nachweis, daß der später nach ihm benannte „Fraenkelsche Bazillus" der Erreger der gewöhnlichen kruppösen Lungenentzündung ist. „Eine Leistung, die ihn in die Zahl der großen bakteriologischen Entdecker einreiht und seinem Namen in der Geschichte der Medizin für immer einen Platz gesichert hat." (Allgemeine Deutsche Biographie).

Im Feld R 1 – im dritten Erbbegräbnis von S 1 / T 1 aus – ist der Geheime Medizinalrat Professor Julius WOLFF (1836–1902) begraben, der Mitbegründer der wissenschaftlichen Orthopädie. Zu seinen klassischen Arbeiten gehören eingehende Untersuchungen über die Statik des Knochens nach Bruchverletzungen, wobei er zeigte, daß der bei der Heilung neugebildete Knochenabschnitt sich in seiner feinen Struktur den veränderten Belastungsverhältnissen anpaßt.

Als dritter berühmter Arzt liegt gleich am Anfang von U 1 gegenüber T 1 der Augenarzt Julius HIRSCHBERG (1843–1925). Als Werkstudent hatte er in Berlin Medizin studiert und kam, als einer der letzten Assistenten von Albrecht von Graefe, durch seinen Lehrer zur Augenheilkunde, in der er Hervorragendes leistete: Er führte (1885) den Elektromagneten zur Entfernung metallner Fremdkörper aus dem Auge ein. Seit 1868 praktizierte HIRSCHBERG in Berlin und hatte solchen Zulauf, daß er im nächsten Jahr seine Praxis zur Poliklinik erweiterte. 1879 wurde er außerordentlicher Professor und 1895 Geheimer Medizinalrat. Julius HIRSCHBERG ist der Verfasser eines neunbändigen „Handbuchs der gesamten Augenheilkunde" (1899–1912). Keine andere medizinische Disziplin besitzt eine ähnlich ausführliche, aus den Quellen zusammengetragene Entwicklungsgeschichte von ihren Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. HIRSCHBERG beherrschte außer klassischen und modernen Sprachen das Arabische in dem Maße, daß er die gesamten ophthalmologischen Schriften der arabischen Mediziner benutzen und übersetzen konnte.

Am Anfang der Reihe 11 von U 1 – von V 1 aus – liegt eine bedeutende Frau begraben, Lina MORGENSTERN (1830–1909), Schriftstellerin und Sozialarbeiterin, einst als „Suppen-Lina" berühmt. Sie war die Tochter eines Breslauer Fabrikanten und gründete schon als 18jährige den „Pfennigverein zur Unterstützung armer Schulkinder". Seit 1854 lebte sie mit ihrem Mann Theodor MORGENSTERN in Berlin und leitete von 1860 bis 1866 den Frauenverein zur „Beförderung der Fröbelschen Kindergärten". Nach Ende des preußisch-österreichischen Krieges (1866) gründete Lina MORGENSTERN unter dem Einfluß seiner Nachwirkungen auf die Bevölkerung den „Verein Berliner Volksküchen", 1868 den Kinderschutzverein, 1869 war sie Mitbegründerin des ersten Arbeiterinnen-Bildungsvereins und der ersten Krankenkasse für Arbeiterinnen. 1873 – wieder war ein Krieg gewonnen – den „Berliner Hausfrauenverein gegen



48 Lina Morgenstern

Verteuerung und Verfälschung der Lebensmittel". Ihm waren eine Kochschule, Unterstützungskassen und eine ständige Ausstellung angeschlossen. 1880 gründete Lina MORGENSTERN den „Frauenverein zur Rettung sittlich verwahrloster und strafentlassener minderjähriger Mädchen". Zeitgenossen schildern sie als kleine, immer bewegliche Frau mit Brille und rühmen ihren „praktischen Sinn und hervorragendes Organisationstalent". 1907 gab es in allen Berliner Stadtteilen solche Volksküchen. Als vielseitige Autorin schrieb Lina MORGENSTERN Haushaltsbücher („Universalkochbuch"), Erzählungen, Kinderbücher und Schriften zur Frauenbewegung ihrer Zeit. Als Hauptwerke gelten „Die Frauen des 19. Jahrhunderts" (3 Bände) und „Frauenarbeit in Deutschland" (2 Bände). 1895 wurde Lina MORGENSTERN Vorstandsmitglied der Deutschen Friedensgesellschaft. Von 1874 bis 1904 gab sie die Sonntags erscheinende „Deutsche Hausfrauenzeitung" heraus und regte 1896 an, in Berlin einen Internationalen Frauenkongreß stattfinden zu lassen. In der Grabinschrift nennen ihre Kinder und Freunde sie eine „große Menschenfreundin".

In dem Friedhofsabschnitt, wo einst der Wasserturm gestanden hat, sind drei Gräber besonders beachtenswert.
Adolf BAGINSKY (1843–1918), Mediziner. Er gründete das Kaiserin-Friedrich-Kinderkrankenhaus in Berlin, das er seit 1890 leitete. 1892 wurde er Universitäts-Professor. BAGINSKY ist einer der Begründer der modernen Kinderheilkunde. Er verfaßte Lehrbücher, darunter ein Handbuch der Schulhygiene, und gründete 1880 das Archiv für Kinderheilkunde. „Auf den Mund von Kindern hast du deine Macht gegründet" steht auf dem Grabstein von Adolf BAGINSKY, dem die Einführung von Schulärzten, Säuglingsasylen und die systematische Jugendfürsorge zu verdanken ist.

Das Grab daneben gehört dem Fabrikanten Benno ORENSTEIN (1851–1926). 1876 gründete er zusammen mit Artur Koppel die Firma Orenstein & Koppel, ein Handelsunternehmen für Klein- und Feldbahnen. Ab 1894 stellten sie selber solche Bahnen her und dehnten die Produktion bald auf Lokomotiven und Waggons für Normalspurbahnen und Eisenbahnmaterial aus. Die Firma wurde zu einem der bedeutendsten deutschen Unternehmen auf diesem Gebiet. Ihr Betrieb in Drewitz ist das heutige Lokomotivwerk „Karl Marx".

Gegenüber an der Mauer befindet sich das Grab des Physikers Herrmann ARON (1845–1913). Er schickte 1883 die ersten drahtlosen Signale über den Wannsee bei Berlin, baute den ersten praktisch brauchbaren Elektrizitätszähler (1884/85), Aronzähler genannt, und gab 1891 die für Drehstrommessungen grundlegende Zwei-Watt-Meterschaltung an.

Im Feld V 1 ist der Arzt und Sozialhygieniker Abraham Adolf BAER (1834–1908) bestattet. Er war seit 1872 Chefarzt des Gefängnisses in Plötzensee und gilt als der Begründer der Hygiene im Gefängniswesen.

In Reihe 18 von P 2 – von Q 2 aus – findet sich kurz vor der Ecke U 2 / Q 2 ohne Lebensdaten das Grab von David FRISCHMANN (1865–1922). Er zählt als klassischer neuhebräischer Schriftsteller. FRISCHMANN ist Autor von Gedichten, Essays, Erzählungen und Legenden. Er hat Werke von Shakespeare, Goethe, Nietzsche und Tagore übertragen. Zu seinem 50. Geburtstag erschien eine Gesamtausgabe seiner Werke in siebzehn Bänden.

An der Mauer von U 2 liegt gemeinsam mit seiner nur wenige Wochen vor ihm verstorbenen Frau Marie ein produktiver Berliner Unterhaltungsschriftsteller und Theaterleiter bestattet. Oscar BLUMENTHAL (1852–1917). Er begann 1875 als Theaterkritiker und Feuilletonchef im „Berliner Tageblatt". Seine erbarmungslosen Verrisse trugen ihm den Spitznamen „Der Blutige" ein. Als er eigene Stücke veröffentlichte, erlebte er manchen Mißerfolg und gründete wohl auch deshalb das Lessing-Theater (1888), das er bis 1897 leitete. In diesem Haus, eingeweiht mit dem „Nathan", wurde mit der Uraufführung von Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" 1889 Theatergeschichte gemacht. BLUMENTHAL verfaßte Gesellschaftsschwänke, von denen das gemeinsam mit Gustav Kadelberg verfaßte Stück „Im weißen Rößl" (1898) bis heute auf den Spielplänen steht.



49 Grabstelle des Wunderrabbis Abraham Mordechai Grynberg

An der Ecke G 7 / F 7 befindet sich das Grab des Rabbiners Abram Mordko GRYNBERG (1867–1938), der in der Alten Schönhauser Straße 26 wohnte. Er galt als Wunderrabbi. Sein hebräisch beschrifteter Grabstein zeigt ein Akrostichon, ein Gedicht, dessen Anfangsbuchstaben seinen Namen Abraham Mordechai ergeben.

Die Übersetzung der Steininschrift (Abb. 49 S. 59) lautet:

Unter diesem Hügel ist bestattet

Unser Herr, unser Lehrer, unser Rabbi, der gerechte Rabbi,
Korb voller Bücher, der gelehrte Herr ABRAHAM MORDECHAI

Sohn des Rabbi, Fürsten der Tora
Herrn CHAJIM CHEIKA sel. Angedenkens aus Bjeshun
gestorben am Montag, 26. Tammus 5698

Ach, mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter
Bei deinem Hinaufsteigen zum Himmel wurde in der Stadt
eine Stimme gehört, Waisen waren wir ohne Vater
Recht zart an Jahren krönte man dich in Bjeshun mit
der Krone des Rabbinats
A (Vokal, hebräisch nicht ausgedrückt)
Hast dort Lehre und Weisheit unter vielen verbreitet zur Ehre
A
Mächtiger Schild ABRAHAMS warst du für die Seufzenden
und Gedrückten
Mit wie großen Taten schafftest du Tag und Nacht
O
Rabbi warst du in Berlin 24 Jahre lang
Dort hast du dir einen guten Weg gebahnt, um zu den
Geliebten und Geehrten im Leben zu gehören
E
CHorartig sagt das ganze Volk: Unser Lehrer wird leben; du
bist nicht durch den Tod von uns geschieden
A
In Ewigkeit sei dein Name gepriesen

Deine Seele möge eingebunden sein in den Bund des Lebens

Ins Deutsche übertragen von Prof. Dr. Heinrich Simon und Prof. Dr. Marie Simon, Berlin

Im Feld H 7 liegt in Reihe 30 das Grab von Dr. Arno PHILIPPSTHAL (1887–1933). Er ist eines der ersten Opfer der faschistischen Judenverfolgung. Als am 1. April 1933 die jüdischen Geschäfte boykottiert wurden, erlitt Dr. PHILIPPSTHALs Praxis in Berlin-Biesdorf das gleiche Schicksal. Gleichzeitig wurde der beliebte Arzt unter dem Vorwand verhaftet, ärztliche Hilfe verweigert zu haben, und von SA-Leuten am 3. April 1933 ermordet. Heute steht an seinem Wohnhaus eine Gedenktafel. Das Krankenpflegeheim Am Grabensprung in Biesdorf trägt seit 1979 den Namen des Wohltäters und verdienten Arztes Arno PHILIPPSTHAL.



50 Grabanlage des Kammersängers Josef Schwarz

Am Ende unseres Rundgangs steht das Mausoleum des Kammersängers Josef SCHWARZ (1881–1926), der als der bedeutendste Bariton seiner Zeit galt und in einem Erbbegräbnis beigesetzt ist, das einem Tempel ähnelt. Das Dach wird von vierzehn hohen Säulen getragen. In der Mitte, vom Wege aus gut lesbar, steht auf einem Steinblock die Inschrift „Herr, du bist meine Zuflucht für und für". Dieser Text sollte siebzehn Jahre nach dem Tode des gefeierten Mitglieds der Städtischen Oper Berlin einen ganz neuen Sinn erhalten. Seine Grabstätte wurde nachts von illegal lebenden Juden als Zuflucht benutzt. Peter Edel hat in seinem Roman „Die Bilder des Zeugen Schattmann" (1969) eine solche Szene geschildert. RIESENBURGER schreibt: „In der Mitte des Daches befand sich eine Glasplatte. Man hob diese immerhin schmale Platte und suchte sich links oder rechts von ihr ein Ruhelager für die Nacht. Unten ruhte der begnadete Sänger, der einst Tausende Menschen durch seinen Gesang zu heller Begeisterung aufflammen ließ, oben lagen seine Glaubensbrüder im unruhigen Schlaf, durch den sich nur die eine bange Frage zog: *Wie lange noch?*"

Die Befreiung für die wenigen überlebenden Juden kam am 23. April 1945. Noch Stunden zuvor waren SS-Leute quer über den Friedhof geflüchtet und hatten Uniformteile weggeworfen. RIESENBURGER sah den ersten sowjetischen Soldaten durch das Friedhofstor treten: „Ich hatte das Gefühl, daß er mit jedem Schritt bei seinem Kommen zu uns ein Stück des verruchten Hakenkreuzes zertrat."

Nachwort

Gern folge ich der Bitte des Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde von Berlin, dieser Broschüre einige Sätze anzufügen. Denn wer die Lektüre abgeschlossen hat und sich dazu anregen ließ, einen Spaziergang über die noch vorhandenen jüdischen Friedhöfe zu unternehmen, dem rückt ein Stück der jüngeren Geschichte unserer Hauptstadt ins Bewußtsein.

Etwa 115 000 unserer jüdischen Mitbürger haben allein auf dem Friedhof in Weißensee die letzte Ruhe gefunden – und welche klangvollen Namen sind darunter, Namen von Männern und Frauen, die durch ihre bleibenden Leistungen in Naturwissenschaft, Technik und Medizin, in Literatur und Kunst, in Handel und Industrie unvergessene Beiträge zum guten Ruf des humanistischen Deutschlands von Goethe, Schiller, von Humboldt und Heine geleistet haben, die der Wohlfahrt und Gesittung, der menschlichen Kultur und Zivilisation verpflichtet waren. Das wissenschaftliche, kulturelle und geistige Leben Berlins wäre ohne die Schöpferkraft und Aktivität derjenigen nicht beschreibbar, die die vorliegende Broschüre mit der Hervorhebung ihrer Namen ehrt.

Zur Geschichte Berlins, die uns diese Schrift vergegenwärtigt und an Einzelschicksalen nachvollziehbar macht, gehört auch, wieviel Leid, schmachvolle Demütigung und Verfolgung die Vielen mit ins Grab genommen haben. Der Gedanke der Toleranz, für Juden angesichts ihrer jahrhundertelangen Verfolgung so lebenswichtig, ist für die meisten, die bis 1945 auf unseren jüdischen Friedhöfen beigesetzt wurden, ein schöner ferner Traum geblieben.

Und so ist dieser Gang über Berlins jüdische Friedhöfe auch ein starkes verpflichtendes Vermächtnis für uns Lebende, antifaschistisches Erbe treu zu bewahren und solidarisch mit jenen zu sein, die noch heute unter rassistischen, imperialistischen Gewaltstrukturen zu leiden haben.

Es ist nicht in Worte zu fassen, was diese Gehetzten, Geächteten bewegt hat, die schließlich den Freitod der Deportation in ein faschistisches Vernichtungslager vorzogen und vor deren Gräbern wir heute stehen. Die Überlebenshoffnung und auch die Verzweiflung jener ist nicht zu beschreiben, die in Deutschlands dunkelster Zeit auf dem Friedhof, bei ihren Toten, zwischen den Gräbern oder im Schwarzschen Erbbegräbnis, Ruhe vor der Verfolgung für eine Nacht suchten – wochenlang, monatelang, jahrelang.

Die Befreiungstat der Sowjetsoldaten, mit einem riesigen Blutzins von 20 Mill. Sowjetbürgern bezahlt, ist auch für unsere jüdischen Mitbürger im ganz persönlichen Sinn Befreiung gewesen. Uns allen war damit die historisch einmalige Chance gegeben, eine neue, humanistische Gesellschaft im Osten Deutschlands zu schaffen. Wir haben zusammen diese Chance genutzt – seit über 30 Jahren besteht unsere Republik, Heimstatt der einst Verfolgten, Ort der Geborgenheit für unsere jüdischen Mitbürger, von ihnen tätig mitgestaltet als Land des Friedens, der Völkerverständigung, der Menschlichkeit.

In Weißensee steht, in Stein gemeißelt, ein Gebot des jüdischen Glaubens – „Gedenke – vergiß nie"! –

Möge diese Broschüre das Gebot bei uns allen wachhalten!

Klaus Gysi
Staatssekretär für Kirchenfragen bei der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik

Literaturauswahl

Allgemeine Deutsche Biographie.

Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart. Bd. 23 – Leipzig, 1929.

Behrendt, Otto, und Karl Malbranc: Auf dem Prenzlauer Berg. – Berlin, 1928.

Der Born Judas. – Leipzig, 1978.

Brass, Arthur: Persönliche Mitteilung.

Cohn-Wiener, Ernst: Die Jüdische Kunst. – Berlin, 1929.

Friedmann, Aron: Der synagogale Gesang. – Leipzig, 1978. (Reprint)

Glatzer, Ruth: Berliner Leben 1870–1900. – Berlin, 1963.

Handbuch der Architektur. – Stuttgart, 1906.

Heise, Werner: Die Juden in der Mark Brandenburg bis zum Jahre 1571. – Berlin, 1932. (Historische Studien; H. 220)

Die Israelitische Synagogengemeinde Adass Jisroel zu Berlin 1869–1904. – Berlin, 1904.

Jüdisches Lexikon. Ein enzyklopädisches Handbuch des jüdischen Wissens in vier Bänden. – Berlin, 1927–1930.

Kastan, Isidor: Berlin wie es war. – Berlin, 1919.

Knobloch, Heinz (Hrsg.): Allerlei Spielraum. Feuilletons aus 225 Jahren. – Berlin, 1973.

Knobloch, Heinz (Hrsg.): Der Berliner zweifelt immer. – Berlin, 1977.

Köhler, Wolfram: Der Chef-Redakteur Theodor Wolff. – Düsseldorf, 1978.

Kohstall, Franz: Aus der Chronik der Spandauer Jüdischen Gemeinde. – Berlin-Spandau, 1929.

Lange, Annemarie: Das wilhelminische Berlin. – Berlin, 1967.

Lexikon des Judentums. – Gütersloh, Berlin (West), München, 1971.

Das litterarische Berlin. – Berlin, 1895.

Ludewig, Albert: Die Spandauer Zitadelle, einst Berlins fester Stützpunkt. – Berlin-Spandau, 1958. (Spandauer Heimathefte; H. 2)

Neue Deutsche Biographie.

Pikarski, Margot: Jugend im Berliner Widerstand. – Berlin, 1978.

Rapp, Eugen Ludwig: Die mittelalterlichen hebräischen Epitaphien aus der Zitadelle von Spandau 1244–1347. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd. 23/1972.

Riesenburger, Martin: Das Licht verlöschte nicht. – Berlin, 1960.

Roth, Ernst: Zur Halachah des jüdischen Friedhofs. In: Udim, Bd. 3/1972; 4/1973.

Schmidt, Johanna: Berlin-Spandau, Zitadelle einst und jetzt.

Schwarz, Karl: Die Juden in der Kunst. – Berlin, 1928.

Sellenthin, H. G.: Geschichte der Juden in Berlin. – Berlin, 1959.

Stein, Günter: Ein Schloßbau Joachims I. – Baugeschichtliche Untersuchungen auf der Spandauer Zitadelle. In: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. Bd. 23/1972.

Tobias, Ernst: Wanderungen über Berliner Friedhöfe nebst einem Anhang über Friedhöfe Deutschlands. – Berlin, 1935. (Vortrag, gehalten am 25. Juni 1935)

Tucholsky, Kurt: In Weißensee. In: Ausgewählte Werke. Bd. 3 – Berlin, 1970.

Wohlberedt, Willi: Grabstätten bekannter und berühmter Persönlichkeiten in Groß-Berlin und Potsdam mit Umgebung. – Berlin

Zivier, Georg, und Walter Huder: 300 Jahre Jüdische Gemeinde zu Berlin. – Berlin, 1971.

Zmeck, Jochen: Handbuch der Magie. – Berlin, 1978.

Zeitschriften:

Allgemeine Zeitung des Judentums. – Leipzig, Jhg. 1880.

Deutsche Bauzeitung. – Berlin, Jhg. 1878, Jhg. 1880.

Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. – Berlin, Jhg. 1926–1935.

Nachweis der fotografischen Aufnahmen

Nicola Galliner: 1. Umschlagseite; 1, 2, 4, 5, 11, 12, 13, 16, 17, 18, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 29, 30, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 40, 41, 42, 43, 45, 47, 48
Heinz Knobloch: 7, 19, 28, 31, 32, 46, 50
Abraham Pisarek: 3, 6, 8, 9, 14, 20
Gerhard Kiesling: 10
Zeit im Bild: 15
Markschiess-van Trix: 39

Öffnungszeiten der Friedhöfe

Schönhauser Allee 23–25

Montag bis Donnerstag		9–16 Uhr
Freitag		9–13 Uhr

Herbert-Baum-Straße 45

November bis Februar	Montag bis Donnerstag und Sonntag	8–16 Uhr
März bis April	Montag bis Donnerstag und Sonntag	8–17 Uhr
Mai bis September	Montag bis Donnerstag und Sonntag	8–18 Uhr
Oktober	Montag bis Donnerstag und Sonntag	8–17 Uhr
in allen Monaten	Freitag	8–14 Uhr

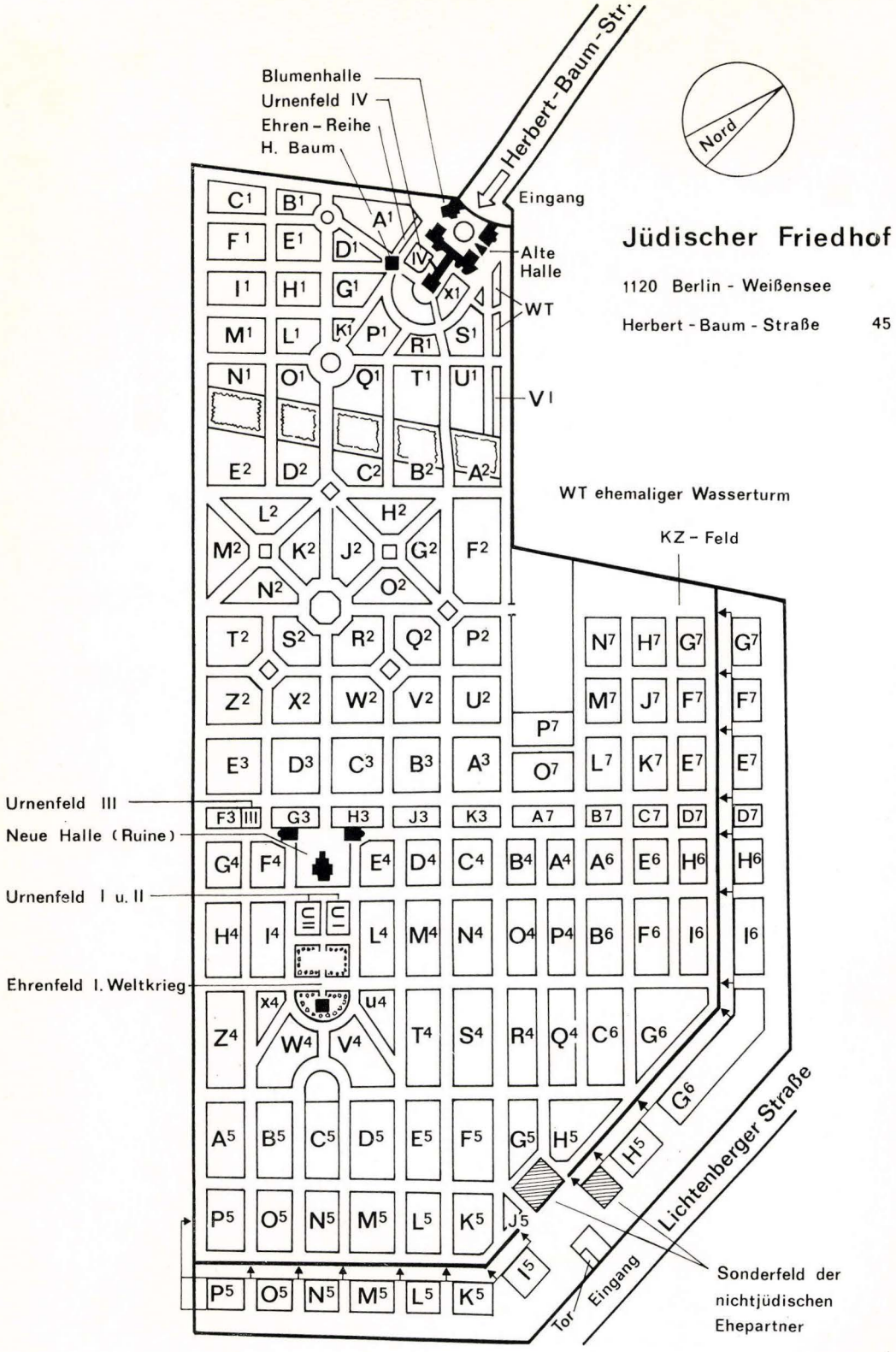
Eingang Lichtenberger Straße

1. April bis 30. November	Montag bis Donnerstag und Sonntag	9–15 Uhr
	Freitag	9–14 Uhr
1. Dezember bis 31. Mai	Mittwoch	9–14 Uhr

Adass-Jisroel-Friedhof zur Zeit geschlossen

An Sonnabenden und jüdischen Feiertagen bleiben die Friedhöfe geschlossen.

Wichtiger Hinweis:
Männer dürfen jüdische Friedhöfe nur mit einer Kopfbedeckung betreten.


Blumenhalle
Urnenfeld IV
Ehren – Reihe
H. Baum
Herbert-Baum-Str.
Eingang
Nord
Jüdischer Friedhof
1120 Berlin - Weißensee
Herbert - Baum - Straße 45
Alte Halle
WT
VI
WT ehemaliger Wasserturm
KZ – Feld
Urnenfeld III
Neue Halle (Ruine)
Urnenfeld I u. II
Ehrenfeld I. Weltkrieg
Lichtenberger Straße
Sonderfeld der nichtjüdischen Ehepartner
Tor
Eingang